L. eleg. m.
362.m

L. eleg. m.
362 m

Feuerbach

<36611692690014

<36611692690014

Bayer. Staatsbibliothek

L. eleg. m.
362m

Abälard und Heloise

oder

der Schriftsteller und der Mensch.

Von

Ludwig Feuerbach.

Ansbach 1834.
Druck und Verlag von Karl Brügel.

474

Ludw: Feuerbach

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Abälard und Heloise

oder

der Schriftsteller und der Mensch.

Eine Reihe

humoristisch-philosophischer

Aphorismen.

Von

Ludwig Feuerbach.

Ansbach, 1834.

Druck und Verlag von Carl Brügel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einem Vater, der endlich seine Tochter an einen braven Mann gebracht hat, kann es nicht wohler zu Muthe sein, als einem Schriftsteller, der eben in der Vorrede im Begriffe steht, die fertige Schrift der Welt zum Eigenthum zu geben und ihr von nun an die Sorge für sie zu überlassen. Ein Stein ist ihm vom Herzen. Es ist ihm, als wäre er von einer schweren Krankheit genesen. Er ist erwacht zu neuem Leben. Es ist ihm wieder heimisch in seinem Hause, er fühlt sich erlöst von einem Gaste, der nur zu lange in ihm wie ein böser Geist seinen unsaubern Spuck trieb. Jede neue Schrift ist ein Glied in der Kette seiner Metamorphosen, eine erfahrungsreiche Epoche in seinem Leben. Mit allen ihren Freuden und Schmerzen liegt sie jetzt, wie die Zeit der Jugend dem Manne, überwunden hinter seinem Rücken. Er ist gescheuter worden. Er hat mit seinen Tugenden auch seine Mängel außer sich zur Anschauung gebracht, und sie eben dadurch von

sich abgestreift, er bewahrt nur noch das Gute als Saamen künftiger Schöpfungen auf. Er singt fröhlich mit dem Dichter:

> Je ferme à jamais
> Ce livre à ma pensée étranger désormais,
> Je n'écouterai pas ce qu'en dira la foule,
> Car qu'importe á la source où son onde s'écoule?

Diese glückliche Stimmung des Schriftstellers bemißt sich nicht nach dem äußeren Umfang seiner Arbeit. Es ist mit den Büchern, wie mit den Kindern; die kleinen machen einem am meisten zu schaffen. Und wie sich der Werth und Inhalt des Lebens nicht nach der Zahl der Jahre, so bestimmt sich auch der Werth und Inhalt einer Schrift nicht nach der Menge der Bogen. Ein in einem kurzen Aphorismus abgeschlossnes Leben kann mehr Geist und Gehalt, selbst mehr Erfahrungen in sich bergen, als ein im langweiligen Katheder- oder Kanzelstyl breit ausgesponnenes Leben. Die schönsten, die gehaltvollsten Perioden in der Geschichte waren die kürzesten.

Aphorismen bezeichnet der Titel als den Inhalt dieser Schrift. Man erwarte aber nicht in ihr einzelne,

unzusammenhängende, zufällige Gedanken oder Einfälle. Es ist Ein Thema, Eine Grundidee, die sich durch das Ganze zieht, jedoch in freien, oft labyrintischen Windungen, wo sie sich vorsetzlich bald den Blicken entzieht, bald aber wieder um so heller sich zeigt. Diese Freiheit der Bewegung ist absichtlich, wie die Form der Aphorismen. Der Gedanke sollte in die möglichste Kürze zusammengedrängt, jeder Beweis und Zusatz, jede nothwendige Erläuterung, Variation und Modification eines Gedankens zugleich selbst wieder als ein abgeschlossner Gedanke dargestellt, jene in die Länge ziehende Breite also, die bei jeder andern Form unvermeidlich ist, übrigens das Gemüth des Lesers in einen höchst behaglichen Zustand versetzt, aber auch nur zu häufig ein bloßer Kunstgriff des Schriftstellers ist, um den Leser zu zerstreuen, zu beschäftigen und hinzuhalten, damit er die Armuth und Schwäche des Gedankens nicht merkt, dadurch vermieden werden. Deßwegen eignen sich auch wenigstens die vorderen Aphorismen nicht zu einer ununterbrochenen Lektüre. Daß sie abwechselnd bald länger, bald kürzer, überhaupt durchaus nicht nach irgend einem beschränkten ein- und gleichförmigen Maaße verfaßt sind, rechtfertigt die Freiheit des Humors.

Es erhellt übrigens schon aus dem Titel, in dem der Humor als ein Prädikat der Philosophie bezeichnet ist, daß Witz, Phantasie, Humor nur in so fern in dieser Schrift in Betracht kommen und für den Verfasser überhaupt Werth haben, als sie einer höhern Macht, als sie selber sind, dienen — der Wahrheit und dem Gedanken, durch welchen sie sich allein dem Sterblichen in unzweideutigem Lichte offenbart. Sehr häufig sind freilich Witz und Phantasie da, wo sie nicht in ihrem eigenthümlichen Elemente, dem der Poesie sind, nur Vitia splendida, nur Lückenbüßer des Gedankens. Etwas andres ist es dagegen, wo sie die Früchte der Erkenntniß sind, denen nur die innere Reife den reizenden Farbenschmuck der Schönheit aufgedrückt hat, wo das Feuer der Sinnlichkeit nicht die Gluth der Begierde ist, die den ersehnten Gegenstand in täuschenden Bildern vergebens zu erfassen strebt, sondern die Gluth des vollendeten Genußes, wo die Phantasie die Geliebte des Gedankes ist, die die selige Gewißheit, daß sie *sein*, daß er ihr Wesen ist, dem Geliebten in freudetrunknen Blicken entgegenstrahlt.

Mit andern Worten und Bildern: hier ist die Phantasie selbst nur eine Phantasie, der Witz *selbst*

nur ein Witz, hier sind sie nichts weiter, als der sich selbst erkennende und klar durchschauende Gedanke, der sich freiwillig zum Bilde entäußert, der sich anders ausdrücken könnte, wenn er wollte, der nur aus tiefer Ironie unter der Maske des Scherzes und Bildes den bittern Ernst der Wahrheit verbirgt. Ein wesentliches Attribut des Gedankens, der sich so ausdrückt, ist aber der Humor, der jedoch hier keine andere Bedeutung hat, als die, daß er der Privatdocent der Philosophie ist.

Bei dieser Versenkung des Gedankes in das Element der sinnlichen Anschauung ist es indeß, selbst wenn der Gedanke vollkommen Herr seiner selbst bleibt, unvermeidlich, daß nicht oft der wahre tiefere Sinn für den Leser in den Hintergrund tritt, das Symbol wohl gar für die Sache selbst genommen wird und dadurch Mißverständnisse mancherlei Art entstehen können. So entgeht es vielleicht manchem Leser, daß selbst der Ausdruck: Schriftsteller sehr häufig nur symbolische Bedeutung hat, nicht den eigentlichen Schriftsteller, sondern überhaupt den Geist, den im

Geiste lebenden und webenden Menschen bezeichnet. Aber kann man auch durch den klarsten, den bestimmtesten, den unzweideutigsten Ausdruck den Gedanken vor Mißverständnissen, selbst rohen bewahren?

Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis, acescit.

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menschen. Wir machen zwar viele Bekanntschaften, aber Wenige erwählen wir zu unsern Freunden, unsern vertrauten Lebensgefährten.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unsern Freunden machen, werden uns nie zum Eckel. Sie nützen sich durch den Gebrauch nicht ab; sie reproduciren sich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß ist unerschöpflich.

Ueber tüchtige Menschen erlauben wir uns erst nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir sagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen sie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: schon bei den ersten Seiten sind wir mit ihnen fertig. Wir können sie eben so wenig genießen, als wir todte Mäuse und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel andrer Menschen auflecken können, und sollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch solche Büßungen unser ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „ich kann nicht, ich mag nicht" ist auch hierin oft das allergründlichste Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die nämlichen Affecte, welche die Menschen, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstrakter. Warum?

weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trotzenden Granitblöcken.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerlich wirkende, sondern eine inwohnende Kraft, das eigne Gute, die eigne Vortrefflichkeit, und die damit verbundne Nothwendigkeit der Existenz.

Es geht den Büchern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch noch einer, der sie erkennt, und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.

Merkwürdig sind Milton's Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch, sagt er, (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit) ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben

so gefürchtet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten."

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigne Kraft durch die Welt schlägt, während das mündliche oder lebendige Wort durch die Recommandationen Ihro Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidne, einfache, stille, von der Welt zurückgezogne Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, liebenswürdige Jungfrau, aber ein Bischen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrnen Jüngling, und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwester nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Wann werden die Menschen doch einmal so gescheut werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind. Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Electricität, der Magnetismus, Beweise von seinem

Dasein giebt? Giebt es daher etwas lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Blickes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberstellt, und aus dem Gewicht dieses materiellen Druckes die Unzulänglichkeit oder gar die Kraft- und Seelenlosigkeit des idealen Wortes beweisen will? Erkennt jedes Wesen in seiner Wirkungssphäre, und ihr werdet nicht mehr seine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geist dem Geiste, sondern Person der Person gegenübersteht, da sind natürlich auch nur persönliche Mittel der Mittheilung die sach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, sich zum unmittelbaren Leibeigenen des Andern zu machen, als zuverläßige Hypotheke seiner Liebe und Verehrung die ganze Baarschaft seiner Gesinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Es giebt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich besser durch die sinnliche Anschauung erkennen, als durch die Lektüre. Aber es ist thöricht, deßwegen das Wesen und den hohen Werth des Buches zu verkennen. Der Mensch wird sowohl in der Lektüre, als in der Schriftstellerei von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affectionen frei, die bei der sinnlichen Anschauung mit in sein Urtheil einfließen und seine Reinheit trüben; seine Seele wird leidenschaftsloser, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie sie ist.

Das Leben ist die Frühlingszeit unsrer Gedanken und Empfindungen; es ist bereits Spätsommer, ja Herbst, wenn sie auf das Papier kommen. Freilich ist jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterschmuck, das lebhafte Grün dahin,

aber dafür sind sie nun auch zeitig und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es ist nun einmal so: die Erkenntniß wird nur durch den Verlust der Unschuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder ergreift, so seid gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese des Lebens heraus ist, schon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Darum trägt auch Mephistopheles eine Feder auf seinem Kopfe.

Ach! ein wunderschönes Kind ist das Leben, ein Kind, kaum achtzehn Jahre alt. Wer könnte es uns verargen, wenn wir von seiner durch das magische Licht des Jugendreizes verherrlichten Schönheit schon beim ersten Anblick so hingerissen werden, daß wir auf der Stelle vor ihm zu Füßen fallen, und ewige Liebe bis in den Tod ihm schwören? Die Schrift hingegen ist eine Jungfrau, die schon hoch in den Zwanzigern ist; sie hat schon viel verloren, so schön sie auch noch ist; sie steht allein da, verlassen von den treulosen Freunden der Jugendreize; sie hat keine Fürsprecherin mehr, als sich selbst; aber um so heller leuchtet der Himmel ihres inneren bleibenden Werthes dem Kenner in die Augen.

„In aula omnibus abundo, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe im Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht," sagte ein französischer König, eine Aeusserung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt ist ein schöner, fürstlicher Pallast, der Verstand der König, der aber an seiner Seite zur Mätresse die Phantasie hat, die eine wahre Pompadour ist, die Sinne sind die Höflinge, welche die Wahrheit nicht unentstellt vor den Thron gelangen lassen. Wer diese finden will, muß

sich in die stillen Lesekabinete und Studierzimmer der Bücher zurückziehen.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sicilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten miteinander, als stünden sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossnen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft und übergiebt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unsres (physischen) Lebens anerkennen, aber als die Quelle unsres edlen, unsres geistigen Lebens die Schrift."

Wer immer mitten drinn im Leben herumwatet, der weiß wohl vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mitfortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern. *) So giebt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine neue Bekanntschaft auf uns machte, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn faßten. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung

---

*) Was versteht denn hier und anderwärts der Verfasser unter dem Leben? Welches Leben meint er denn? Ja das soll der Leser selbst so gescheut sein herauszubringen.

mitgenommene Bild, lesen wir sorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Person zusammen, um sie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen so die Dotter des Ei's, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeschält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneindruckes in unsere Gewalt. Die einzig vernünftige Absonderung vom Leben ist jedoch keine sinnliche, sondern eine geistige, d. h. die, welche uns nur der unteren, mit den gröbsten Bestandtheilen angefüllten Atmosphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochner Berührung mit den feinern Exhalationen des Lebens erhält; und diese Absonderung ist eben der Umgang mit Büchern.

Das Leben muß wie ein kostbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genossen werden. Auch der beste Wein verliert für uns allen Reiz, wir wissen ihn nicht mehr zu schätzen, wenn wir ihn wie Wasser hinunterschütten.

Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wild-romantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet, und auf seinen Wanderungen nicht blos der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deßwegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln, und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche zu richten.

Die Phantasie stammt aus königlichem Geblüte, die Sinne sind von adeliger Herkunft, die Vernunft ist bürgerlichen Ursprungs. Die Sinne spielen daher im Leben unter dem Protectorate der Phantasie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Misanthropie,

doch zu Schwermuth und Tiefsinn eine vorherrschende Disposition hatte, begiebt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedieß selten in einem andern Ansehn, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachleben zu können, und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Excerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeuge, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest, und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Spezies, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendeten Exemplare aus; die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit Preis gegeben.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schaafe von den Böcken, übergiebt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Das Leben steht wie ein Kaffehaus Jedem ohne Unterschied offen, aber die Literatur ist eine geschlossene Gesellschaft, ein enger Verein mit eignen Statuten; nur nach vorhergegangener

Auswahl, Berathung und Unterscheidung steht uns und unsern Gedanken und Empfindungen der Zutritt in denselben offen.

Was wir im Leben nach und nach in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter sich oft die allerschlechtesten und abgeschliffensten Zwölfer, Sechser, Groschen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es sich denn, daß der Inhalt unseres Lebensseckels, ob er gleich einen gewaltigen Bausch macht, und wunder wie viel zu betragen scheint, dennoch, wenn er in die Münzsorte ausgewechselt wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldstück sich reduzirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unserer Westentasche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch ist der Compte rendu, das Facit unseres Lebens, der reine Gewinnst, der uns von ihm nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Das Leben ist ein Poet, das Buch ein Philosoph. Jener beschaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieser die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poesie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effekt zu verstärken, den Baum, wie er in voller Blüthe dasteht, wie Tausende und abermals Tausende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magischen Kraft dieser Anschauung bewenden. Aber die Philosophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchstens ein Paar Blüthen ab — denn diese reichen schon zu ihrem Zwecke hin, sie kommt mit Wenigem aus — betrachtet sie ganz genaue, nimmt sie in aller Ruhe mit sich nach Hause, trocknet sie dann an der Sonne der Vernunft und bewahrt sie in einem Buche

auf. Die Poesie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit schönen Farben funkelt, einen Diamanten; aber die Philosophie berührt, um das Wesen vom Scheine zu unterscheiden, mit dem Zeigefinger des Verstandes den Wassertropfen, und macht so mit einem Tupfer der glänzenden Täuschung ein Ende.

Die ächten Schriftsteller sind die Gewissensbisse der Menschheit. Das Gewissen stellt die Dinge anders dar, als sie scheinen; es ist das Mikroskop, das sie vergrößert, um sie unsern stumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es ist die Metaphysik des Herzens. Es kritisirt mit Strenge und Bitterkeit unsere Handlungen, löst sie in ihre Motive auf und selbst diese wieder in ihre feinsten Bestandtheile, macht zu unserm größten Leidwesen haarscharfe Distinctionen, die wir zu unsrer Beruhigung für bloße Hirngespinste und Spitzfündigkeiten auszugeben nur gar zu sehr geneigt sind; es ist ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armselige Menschheit, wenn du kein gutes Gewissen mehr hast, wenn du die Vorwürfe, die es dir macht, als bloße Subtilitäten und Superlative, als Uebertreibungen eines kränklichen überspannten Gemüths betrachtest, um die Stimme des Gewissens zu betäuben!

Wir Menschen sammt und sonders sind im Leben auf der Universität. Wir hören hier interessante Collegien, lernen Menschen aus allen Ländern, und von den verschiedensten Charakteren kennen, üben die ritterlichen Künste ein und aus, feiern attische Nächte, kommen oft ganze Tage lang nicht zu uns nach Hause, machen Reisen und Fahrten aller Art und bestehen so manches traurige Abentheuer; sei es nun durch unsre Schuld oder nicht; aber gleichwohl ist es uns in dem Elemente der

academischen Freiheit so wohl, wie dem Fisch im Wasser. Es ist fürwahr ein schönes Leben. Aber dessen ungeachtet bekommen wir es bei Zeiten herzlich satt, obscuriren daher und schreiben an einer Abhandlung in lateinischer Sprache, um als Doktoren der Weltweisheit zu promoviren.

Das Leben ist die Göttin Venus, entstanden aus dem brausenden Schaum und Gischt des großen Weltmeers, wunderschön, allmächtig, aber, wie's der Liebe zu gehen pflegt, selten bei Verstande. Die Schrift dagegen ist die Minerva, Pallas Athene, entsprungen dem Jupitershaupte des Menschen, „die Göttin des Verstandes, der Weisheit und des Studierens."

Im Leben ist der Mensch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulysses. Das Buch ist die Insel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, seine Seele, seine liebe Ehegattin, die treue Penelope, welche unterdessen im Leben das traurige langweilige Loos hatte, immer wieder über Nacht auftrennen zu müssen, was sie am Tage gearbeitet, und so nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den wesentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman seines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tausenderlei kleine Umstände und gewöhnliche Dinge in seiner Erzählung, sondern verschweigt auch absichtlich seiner lieben Ehehälfte so manches Abentheuer, welches ihre keuschen Ohren beleidigen könnte. Aber deßwegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollständiges Gemälde von ihm und seinem Leben in ihr zu besitzen.

Unstreitig legt nur der die Genesis richtig aus, welcher erkennet, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Bösen bricht, mit deren

Genuß er das Paradieß des Lebens verliert, auch die Blätter sind, mit denen er seine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines besonderen Kennzeichen bedurfte, um sich zu überzeugen, daß Ulysses wirklich Ulysses sei, so können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingehen lassen; aber für uns ziemt sich eine solche Specialuntersuchung schlechterdings nicht; sie ist uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen schon ohne sie vollständig den Ulysses als Ulysses.

Es ist freilich ein herrliches Vergnügen, den schönen Rheinstrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Gesellschaft, vorausgesetzt, daß es gutes Wetter ist, und nun so Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menschen für Menschen vorüberziehen zu sehen. Aber wie bedeutungslos ist die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlorner, wenn wir uns nicht wenigstens einige Stunden täglich von der Gesellschaft absondern, die schönsten und interessantesten Parthien von den vorübergehenden Erscheinungen auf dem Papiere fixiren und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigsten, wissenswürdigsten Umstände begleiten, um unsern Kindern, die daheim bleiben musten, wenn wir nach Hause kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigstens unsre Quasireisegefährten sein zu können.

Das Leben ist eine hohe Militärperson; es hat ein martialisches Aussehen, ist aber dessen ungeachtet besonders in Damengesellschaften gern gesehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köstlichsten Diamanten besetzten Degen an der Seite; die Brust ist übersäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchstrasse von Orden; die Zeichen seines Standes und seiner hohen Würde

sind zu aller Welt Schau an dem Putzladen seiner Uniform ausgeschlagen; schon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Wesen, das da kommt; alle Augen sind auf den stolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne schon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen ist ein wahrer Gelehrter, in einem prunklosen, einfachen Habit; man sieht's ihm nicht von Aussen an, was er ist; seine Verdienste werden nicht belohnt, aber sie sind auch unbelohnbar; er ist gering geschätzt von dem großen Haufen; seine besten, universellsten, ins Rad der Weltgeschichte mächtigst eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchstens einem Nachbarn, der sich besonders für ihn interessirt; sein Leben ist ein Räthsel, ein Geheimniß, seine Macht eine unsichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperson ist seicht, macht aber ein Getöse, einen Eclat, wie der Rheinfall bei Schaffhausen; das Leben des Gelehrten ist ein stilles Wasser, das aber tief gründet, und nur bei seltnen gewaltigen Erderschütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weise seinen Zusammenhang mit dem großen Weltmeere beweist.

Die sinnliche Anschauung ist bei der größern Anzahl der Menschen das einzige Maaß ihres Verstandes, die Richtschnur ihrer Urtheile, der feste Anhaltspunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie auf's Glatteis, wo sie Hals und Bein brechen. Daher halten sie für Ursachen und wirsame Agentien im Leben, was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man noch eine ganze lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erst zu der Ursache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke

wahrgenommen werden kann. Wenn sie auch sonst oft selbst auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, so geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo sie mit der sinnlichen Anschauung ihre Gouvernantin und folglich alle Haltung verlieren, eben so, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergallerie kommt. Vor den erhabensten Phantasiestücken und historischen Gemälden geht er gleichgültig und unberührt vorüber, aber wenn er ein Fruchtstück mit appetitlichen Hasen und Rebhühnern oder eine Kuh, die seiner eignen Stallkuh so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Portrait von seinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag ist, ja das ist ein anderer Casus; da kann er sich nicht satt daran sehen; da springt ihm fast das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf schmeckt ihm sein Essen noch zehnmal so gut; und wenn er nach Hause zu Weib und Kind kommt, so kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einfluße zu erzählen, den die schönen Künste auf das Leben haben. Nur solchen Schriften, die von einer neuen Zahntinctur, von frischen Heringen und Picklingen, und andern dergleichen praktischen Dingen handeln, und denen sie auch darum allein den höchst bezeichnenden Namen von Intelligenzblättern geben, räumen sie eine Bedeutung fürs Leben ein. Ein Schriftsteller, der keine Artikel für solche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn sie milde urtheilen, allerhöchstens für einen müßigen Flötenspieler, wie Malesherbes aus Bescheidenheit sich selbst nannte. Und je enger die Sphäre ihrer Praxis ist, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenstände und Bücher, deren Realität und Bedeutung fürs Leben sie anzuerkennen im Stande sind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der sagen konnte: „Die Tragödie befeuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden schaffen. In dieser Rücksicht

verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen."

Die Epistolae obscurorum virorum befreiten Erasmus von einer Krankheit; „er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr vexirte, dieweil er nun solches nicht gern von denen Chirurgis wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den obenbesagten Episteln nachgesetzte Worte las: ego me diabolice inutilem faciam. Darüber fing er dermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er so gar bald Linderung empfand." O ihr kleingeisterische, ihr kurzsichtige Praktiker nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht gerade zu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur abgiebt, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden, sagt Baco von Verulam, ist die Macht der Wissenschaft. Denn die Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum bringt die Herrschaft über ein sclavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueberzeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist und selbst über den Willen gebietet."

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene

Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unsrer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflektirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief, sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist."

„Unsterblichkeit, sagt Baco, ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts, Erhebung in den Adelsstand, Gebäude, Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die bleibendsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünfundzwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengesunken sind. Die Gemälde und Statüen des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das Alter zu Grunde gegangen, und die Copieen verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unversehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets

ohne Veränderung erneuert werden können, wenn sie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da sie ununterbrochen neues Leben schaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil sie die Schätze und Waaren von einem Ort zum andern und so die entlegensten Länder durch den gegenseitigen Austausch der Lebensgenüsse mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müssen wir erst die Erfindung der Schrift feiern, die gleichsam hinsegelnd über den Ocean der Zeit die entferntesten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geisteserzeugnisse mit einander verbindet?"

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zusammenhaltenden Regierung sind; aber in unserm eignen Hause, d. h. im Kopfe da bilden wir uns ein, die unumschränkten Herren zu sein, und unsre Gedanken nur so nach Willkühr aus uns, wie aus dem Aermel herausschütteln zu können. Allein auch im Geiste, auch in unsrer freisten Production hängen wir alle, Vergangne, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Kletten, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und schreibt ein Jeder auf Kosten des Andern. Die Literatur ist Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt wird; die Gedanken, die wir für unsre eigensten, unabhängigsten halten, und in selbstständigen Büchern zu ediren uns einbilden, sind nur Theile dieses großen Werkes, die sich bon gré mal gré auf die vorangegangnen beziehen; unsre besten Originalwerke sind Plagiate von den Vorlesungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiste privatissime gehört haben. Und gerade die großen Schriftsteller, denen wir am meisten

Originalität und Selbstständigkeit zuschreiben, beweisen es auf das Unverkennbarste, daß sie nur Resultate, nothwendige Producte vorangegangener Entwicklungen sind. Nur über die Leichen ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen sie triumphirend in den Tempel der Unsterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen sie erst dann, wenn schon alles zu ihrem Empfang bereit ist, alle Hindernisse hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt sind, während ihre armen Vorfahren bei stockfinsterer Nacht die unwegsamsten Wildnisse zu passiren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll ums Leben kamen. Leider haben aber die großen Geister meistens ein sehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes schämen sie sich ihrer niedrigen Herkunft, vergessen sie, daß sie nur den Unterstützungen ihrer armen Eltern und andern Verwandten die Mittel verdanken, durch die sie sich so hoch emporgeschwungen haben, nur auf ihre Kosten so große Männer geworden sind. So wollen unsere großen Klassiker nichts davon wissen, daß Gottsched, Neukirch, Hofmannswaldau und Consorten ihre Verwandten waren, daß sie nur durch ihre Verwendung die lateinische Schule und die Universität besuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den sie sich auf ihre eigne Faust erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten schon vor ihrer Geburt zusammengeschossen und bei ihrer Taufe als Pathengeschenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieser Vergessenheit nicht böse sein. Die Menschheit hüllt überall die ersten Anfänge der Cultur in tiefes Dunkel, stürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergessenheit, blos, wie es scheint, aus Schaam, daß sie den Aufwand so vieler Zeit und Kräfte, so viele Anläufe, Versuche und Vorspiele nöthig hat, bis sie einmal etwas Gescheutes und Vollendetes zu Stande bringt.

So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deßwegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Schaam, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weitläufigen Connaissansen und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochlöblichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt, und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Das Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den bornirten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochlöblichen Stadtmagistrate zu accomodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hiezu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Profit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit Burschenliedern, Modejournalen,

politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die seltensten Schätze der Vergangenheit hat, die blos bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Wie die Flüsse zu Gränzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Communication derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es nur die Werke der Literatur, nicht die Landstrassen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Bornirtheit ihres Sectengeistes herausreißen, sie in eine wahre Communication, eine innige Berührung versetzen, und so die apparten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Göthe: „Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangnen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deßwegen, weil er wirklich besser schmeckt, und ist, Gott bewahre! blos deßwegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern seegensreichen Blicken herangewachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden giebt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Producte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind,

besser findet und mit größerem Appetite genießt, als die Produkte der Vergangenheit. So hätscheln wir die literarischen und sonstigen Celebritäten unserer Tage, feiern auf eine so kindische Weise den Geburtstag jedes neuen Dichterleins und finden die matten Herbstzeitlosen unsrer dermaligen Poesie so schön, ja vielleicht noch schöner, als die wohlduftenden, prachtvollen Rosen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! blos deßwegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen unserer lieben Zeitgenossen, weil sie auf unserm Mist gewachsen sind, weil wir vermittelst der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unsern eignen Ausdünstungen den Boden gedüngt haben, dem diese schönen Pflänzchen entsprossen sind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einsam in den erhabnen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgepriesenen Helden des Tags unter dem niedrigen Gestrüppe der Gegenwart sein Leben zubringt.

Es ist wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menschen eben solche zerstörende Wirkungen hervor, wie die Ottilie in Göthes Wahlverwandtschaften, durch deren Erscheinung das Glück eines zufriednen Lebens zu Grunde geht; die Lektüre entzweit sie mit dem Leben, reißt sie, indem sie ihren Gesichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwissenheit und Zufriedenheit mit ihrer Existenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns solche elende, traurige Exceptionen? Es ist im Gegentheil nur die Lektüre, die uns mit dem Leben versöhnt, indem sie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eignen Grund und Bodens, auf den wir gebannt sind, durch die Producte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleskope der Bücher über die engen niederdrückenden Gränzen unserer nächsten Umgebungen hinaus in die Herrlichkeiten ferner Regionen uns blicken läßt, und uns

so für den schmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Kosten für eine Reise durch und um die Welt zu bestreiten, hinreichend entschädigt.

Ihr habt Recht: die Lektüre hat mannigfaltige Nachtheile für den Menschen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lektüre verwöhnt unsern Gaumen; die ordinäre Kost, die Ihr im Leben uns beut, behagt uns nicht mehr; auf eine attische Nacht, die wir in der Lektüre eines Aristophanes oder Plato feiern, schmeckt uns der Umgang mit euch so vortrefflich, wie gemeiner Krätzer auf Falerner Wein. Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.

Die guten Bücher sind keusche edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die sich absichtlich den Blicken des nicht unterscheidenden großen Haufens entziehen, die nur allmählich am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Gunst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden hat. Darum ist auch die wahre Lektüre — und was diese ist, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Akt der lebensvollsten Innigkeit. Obwohl wir in der Lektüre nur bei Fremden zu Gaste sind, so ist es uns doch so wohl, so heimlich, als wären wir bei uns zu Hause, als wären die lieben Gastgeber schon von Kindsbeinen an unsere vertrautesten Stubenkameraden gewesen. Wir werden in ihr eines andern Wesens als unser eigenstes inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

„Wenn ich Thomson lese, sagt der Engländer Godwin, bin ich Thomson, wenn ich Milton lese, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geistigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenständen annimmt, in deren Nähe es sich befindet.“ Und der altdeutsche Denker Sebastian Frank von Wörd sagt von den Büchern: „Ihr einiger rechter Gebrauch sey, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darinnen suchen.“

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es giebt aber auch schon im Leben eine Metempsychose. Diese ist die Lektüre. Beneiden wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Gestalten von hundert Weibern annahm, und daher so glücklich war, die Geheimnisse der Liebe im Originaltexte selbst lesen zu können! Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Göthe sich zu verwandeln! Freilich — es ist traurig genug — fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Esels und andrer niedriger Geschöpfe. Indeß hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht. Daher hat man mit Recht gesagt, es sei kein Buch so schlecht, aus dem man nicht Etwas lernen könne.

Geistiges in sich aufnehmen, heißt nichts andres, als es verstehen, und verstehen heißt nichts andres, als etwas in und aus uns selbst, in Uebereinstimmung mit unserm eignen vernünftigen Wesen erkennen. Es kann nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns selbst herauskommt, in unserm eignen Wesen gegründet ist. So können wir auch nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich, wenigstens seinem allgemeinen wesentlichen Sinn und Verstand

nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unserm eignen Haus= und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das Γνωϑι σαυτον (Erkenne Dich selbst) des Sokrates.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genusse der Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genußreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist, und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält, und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der bloße Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch hingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; er findet in den Büchern nicht nur bloße Lebensmittel, sondern auch Lebens=Verlängerungsmittel; er datirt sein Sein nicht von heute, sondern von seinen urältesten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eignen Lebens.

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das a n d e r e Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eignen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pils, der über Nacht aufgeschossen ist;

sein Dasein ist ihm ein Räthsel, und er muß daher, um es sich einiger Maßen, wenigstens der Einbildung nach, aufzulösen und von dem geheimen Grausen loszukommen, womit ihn die Einöde seines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Postulate der Zukunft seine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Aphorismus unseres Lebens verliert nur seine fragmentarische Bedeutung, bekommt erst Sinn und Verstand, wenn er im Zusammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit gelesen wird.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz, und Moliere gespielt, absonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Médecin malgrè lui, les Femmes savantes, u. s. w. denn die Komödie ist „das Bild des gemeinen Lebens." Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abstrahirt vom gemeinen Leben, sie sucht ihre Materialien nicht auf den Viehweiden, in den Promenaden, den Nutz- und Lustgärten der Gegenwart, sondern auf den höchsten Alpengipfeln unter den Resten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Der Text unseres Lebens ist nur gar zu oft und in gar zu vielen Dingen ein ganz erbärmlichschlechter Operntext, der sich in der Lektüre als unerträglich werth- und gehaltlos erweist, jedoch vorgetragen von der Catalanistimme der Phantasie unter der Orchesterbegleitung der Sinne Effect macht.

Die Stuben, die der Mensch im Leben bewohnt, sind Parterre, und gehen hinaus auf die Gasse, wo einem vor

lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studierzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn ihr ihn kennen lernen, wenn ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affecten und geheimsten Gedanken ist, so müßt ihr ihn in seinem Studierzimmer belauschen, und in dem Momente abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso," practicirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quinteßenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt."

Die Vernunft ist ein unergründlich-tiefes, ist das vortrefflichste Wesen von der Welt, ob Ihr gleich sie so en bagatelle behandelt und mit ihr umgeht, als kenntet ihr sie von Innen und von Außen. Sie ist ein Weib — — o! wenn ich sie nur einiger Maßen Euch zu schildern im Stande wäre! Sie hat eine Seele o, so mild, so weich! so subtil und ätherisch und doch so allwirkend, so allherrschend, wie das Licht! Sie durchschaut ihren Mann, den Menschen, bis auf den Grund seines Wesens, sie kennt ihn mit allen seinen Blößen und Schwächen, sie hat ihn vollkommen unter dem Pantoffel, aber sie ist so zartfühlend und gescheut, ihm ihre Herrschaft durchaus nicht merken zu lassen, indem sie ihm, ob sie ihn gleich nie aus ihrem Auge verliert, doch immer noch einen hinreichenden Spielraum von Freiheit d. h. auf Lateinisch licentia poetica zu allerley tollen Streichen und Exceßen übrig läßt; denn eine andere Bedeutung hat die Freiheit für die

Menschen nicht, daher sie ihnen auch so unendlich theuer, so heilig ist, wie der blaue Mondtag den Handwerksburschen, wie den bücher = und lernscheuen Gymnasiasten die freien Zwischenviertelstunden, in denen sie durch Prügeleien die schlagendsten Beweise von dem Dasein der Freiheit geben, daher sie den sogleich als einen Atheisten verschreien, der ihnen dieses Steckenpferd der Moral und Pädagogik nehmen will. Mit Einem Worte die Vernunft ist — wenn anders die Schilderung von den deutschen und französischen Frauen, die unlängst eine Fürstin machte, ihre Richtigkeit hat — keine Deutsche, sondern eine Französin, die in ihrem Hause eine unsichtbare Herrschaft ausübt, und ob sie gleich stets in den höhern Regionen des Lebens schwebt, d. h. sich mit Politik, Kunst und Wissenschaft beschäftigt, doch zugleich mit ihrem kleinen Finger das ganze Räderwerk des Hauswesens in Bewegung erhält.

Ganz anders ist es dagegen mit dem Herzen, dem Kebsweibe, das sich der Mensch, wie der Narr meint, im Rücken seiner rechtmäßigen Ehegattin, zur Befriedigung seiner Lüste hält. Weil seine Mätresse, nothwendiger Weise, nach dem bekannten Erfahrungsgesetze, daß die verbotne Frucht immer beßer schmeckt, als die erlaubte, mehr Reize für ihn hat, als seine Gattin, weil sie eben so wohl seinen Lieblingsneigungen schmeichelt, als sie ihm, wenn sie einmal in seinen schwachen Stunden ihn ganz unter ihre Gewalt bringt, bey ihrem leidenschaftlichen aufbrausenden Temperamente auf eine höchst derbe und empfindliche Weise ihre Herrschaft fühlen läßt: so feiert der Mensch das Herz als seine einzige Gebieterin, nennt es das edelste Geschöpf, einen wahren Engel auf Erden, rühmt sich laut, sein Sklave zu sein, und bringt der Vernunft die gebührende Achtung nur wie einen lästigen Tribut dar, um es nicht zu einem förmlichen Bruch mit ihr kommen zu lassen, und so den Anlaß

zu einem öffentlichen Skandal zu geben. Dabei läßt natürlich das Herz es nicht an den gewöhnlichen Mätressenkunstgriffen fehlen. Es hetzt den Menschen gegen die Vernunft auf, und schildert sie ihm zu diesem Zwecke mit der größten Ironie als ein seelenloses, kaltes Wesen, als eine Pedantin sonder Gleichen, als eine Person, die sich allenfalls zu seiner Haushälterin, aber nicht zu seiner Frau schicke, die wohl den Kochlöffel, die Näh- und Stricknadeln führen, aber — und das sei doch das Haupterforderniß zu einer glücklichen Ehe — einen Mann nicht unterhalten könne, daher die Liebe statt als eine Erleichterung von den irdischen Lasten, vielmehr selbst als die größte aller Lasten ihm fühlen lasse. Es geht in seiner Feindseligkeit gegen die Vernunft so weit, daß es selbst ihre Tugenden, ihre liebenswürdige Einfachheit, ihre himmlische Sanftmuth, ihre unermüdliche Geduld, ihre beispiellose Treue und wohlwollende Sorge für das Beste des Menschen als Mangel an höherer Bildung, als Beweise ihrer Bornirtheit und gemeinen bürgerlicher Gesinnung bezeichnet. Verblendet durch diese Zauberkünste seiner Mätresse erkennt der Tölpel nicht, daß selbst noch in dieser seiner Verirrung die Vernunft sein leitender Genius ist, und mit rastloser Wachsamkeit und unergründlicher Langmuth, zur Abwehrung grundverderblicher Schritte stets hinter seinem Rücken steht, ja daß er nur aus ihren Mitteln — denn von Hause aus ist der Mensch bettelarm, nur seine Frau brachte ihm sein Vermögen zu — die zu seiner Liebesaffäre nothwendigen Kosten bestreitet. Denn wie ist Liebe möglich, ohne gegenseitige Verständigung? Was ist die Liebe selbst anders als eine vertraute innige Correspondenz? Wie könnte er nun aber seiner Mätresse Liebesbriefe schreiben, wie Erfolg von ihnen erwarten, wenn nicht die Vernunft die vielen sachlichen und selbst orthographischen Fehler, die er in der besinnungslosen Hast seines Herzens hinschreibt, corrigirte,

und die besten, siegreichsten Gedanken ihm in die Feder dictirte? Wie könnte er ihr auch nur ein Rendez-vous bestimmen, wenn es nicht mehr richtig in seinem Kopfe wäre, wenn nicht die Vernunft in den beiden Begriffen von Ort und Zeit zwey willkommene Auswege ihm darböte, sich aus der peinlichen Verlegenheit seiner Herzensnoth herauszuziehen? Bei dieser gnadenreichen Nachsicht, welche die Vernunft mit dem Menschen hat, unterläßt sie es jedoch zugleich nicht, liebevolle leise Vorwürfe und Ermahnungen aller Art anzuwenden, um ihn zur Räson zu bringen, sie greift selbst zu dem äußersten Mittel, das ihr zu Gebote steht, um sich in seinem undankbaren Gemüthe Eingang zu verschaffen, sie schreibt Bücher d. h. anonyme Briefe an den Menschen, in der gegründeten Ueberzeugung, daß das schriftliche Wort, als das von dem störenden Einfluße der Persönlichkeit befreite Wort, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit selber ist, wie die ernste Posaune des Weltgerichts die Seele erschüttert. Die Vernunft weiß es ja nur zu gut, wie die Menschen es anfangen, um sich alle Wahrheiten vom Halse zu schaffen, die ihnen nicht anständig sind und ihnen ein gescheuter Mann in Person beibringen will. Sie brauchen nämlich einen solchen Mann nicht einmal von Gesicht zu kennen, Gott bewahre! sie brauchen ihn nur von der Seite einmal ganz zufällig im Vorbeigehen auf der Gasse im grösten Gewühle oder gar nur von Hinten gesehen zu haben, um schon seine charakteristischen Züge zu kennen, die sie aus allerlei Aneckdötchen von seinem Leben aus dem Munde müßiger Marktschreier und Stadtklatscher zusammenstoppeln. Wie in einer wohlgeordneten Stadt die Polizei einen Hund verfolgt, der ohne Halsband und Nummer durch die Straßen läuft, so setzen sie einem noch nicht bezeichneten Mann so lange nach, bis sie ihm das Hundshalsband eines bestimmten Prädikats und Ehrentitels mit Numero so und so viel

umgeworfen haben. So lange ein Mensch noch unnumerirt unter ihnen herumläuft, ist er für sie gewißer Maßen ein geheimer Vorwurf; er macht sie stutzig, bange und unruhig; denn sie wissen nicht, ob er ihres Gleichen ist, oder nicht etwas ganz Besonderes im Schilde führt, was ihnen irgend wie Nachtheil bringen kann. So bald sie ihn aber unter irgend einer Nummer untergebracht haben, so sind sie jetzt auf Zeitlebens mit ihm fertig und im Reinen. Sie hängen ihn wie ein außer Mode gekommenes Kleidungsstück in ihrer Antiquitätensammlung auf, stellen ihn, mit der Zuversicht und Wohlbehaglichkeit von Reconvaleszenten, wie ein leeres Arzneiglas in einen Winkel hin, wo er sie nimmer incommodirt. Wenn daher ein so oder so numerirter Mensch im Namen der Vernunft seine Mitmenschen belehren will, so kehren sie ihm auf der Stelle den Rücken, mit dem Ausruf: Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Deßwegen, wie gesagt, schriftstellert die Vernunft, schreibt an den Menschen anonyme Briefe, die ihn so sehr frappiren, weil er nicht weiß, von wem sie kommen; denn wenn gleich die meisten Schriftsteller aus Eitelkeit ihren Namen auf ihre Werke setzen, so sind sie dennoch dem größten Theile ihrer Mitmenschen gar nicht oder nur sehr wenig bekannt, wenigstens weiß die Nachwelt, welche die Vernunft eben so sehr, vielleicht noch mehr als die Gegenwart bedenkt, blutwenig von den Schriftstellern der Vergangenheit, oft kaum mehr als ihren Todestag, und wenn sie auch noch so viel von ihnen auf dem Wege der Historie erfahren sollte, so stehen sie doch in einer solchen Entfernung, daß ihre Sendschreiben an sie nie die Kraft und Bedeutung anonymer Briefe verlieren.

Das Leben ist ein großes Kirchweihfest. Aus allen Ecken und Enden kömmt zwar das Elend in tausenderlei erbarmungswürdigen

Gestalten zum Vorschein und lagert sich mittenhin auf dem Wege, aber es macht hier keinen Eindruck; die Stimme des Elends wird übertönt von dem Freudengeschrei der Kirchweihgäste, und der rauschenden Tanzmusik der Sinne. Das Memento Mori der Vernunft tritt dem Menschen nur auf Kirchhöfen lebendig entgegen, und das Buch ist ein Kirchhof, aber ein Kirchhof, der nicht die todten, sondern die lebenden Ueberreste des Menschen, nicht seinen Leichnam, seine Seele birgt.

In der Lektüre befinden wir uns im Zustande des Somnambulismus, aber eines Somnambulismus mit wacher Vernunft; denn in ihr äußern wir außerordentliche Kräfte; wir sprechen mit fremden Zungen, wir werden frei von dem sonst uns beherrschenden Gesetze der Gebundenheit an einen bestimmten Ort, und eine bestimmte Zeit, wir werden entrückt dem Kreise der gemeinen Sinnenwahrnehmungen, wir schauen in das innerste Leben anderer Menschen hinein, wir werden selbst durch sie mit den Geistern in Rapport gesetzt. Aber mit welchen Geistern? liebe Leser! Etwa mit solchen, die „in der Gestalt einer grauen, wie mit einem Kopfe versehenen Wolkensäule" die Unsterblichkeit der Seele ad oculos demonstriren, oder „in einem Fracke, und Kanonenstiefeln, in welche lange Hosen gehen," die adäquate, ausdrucksvolle Form ihres geistreichen Wesens finden, wie etwa die Geister der hocherleuchteten Seherin von Prevorst? mit solchen, die ihre Unsterblichkeit einzig einem Päckchen Rauchtaback verdanken, das sie bei Lebzeiten zu bezahlen vergaßen, wie weiland jener arme Schlucker in Göttingen, von dem uns Jung Stilling gläubig Bericht erstattet? mit solchen, die in dem ernsten Momente, wo sie eben unter dem Prorectorate des Todes als Candidaten der Geisterwelt immatriculirt werden, und allen geheimen und offenen Verbindungen mit der irdischen

Welt auf immer zu entsagen dem Tode feierlichst in die Hand geloben müssen, nichts beßeres zu thun haben, als an die schlechtesten kindischsten Bubenstreiche ihrer Flegeljahre zurückzudenken oder sie gar zu wiederholen, wie jener Herr Baron, Gott hab' ihn selig! von dem Horst in seiner Deuteroscopie erzählt, welcher einer alten Gewohnheit zufolge, und um ein albernes Versprechen zu erfüllen, in dem Momente seines Verscheidens noch seinem fernen Freunde hinter den Ohren in die Haare kratzte? mit solchen, deren Kraftäußerungen von ihrer persönlichen Existenz nach dem Tode nicht zu unterscheiden sind von dem Gepolter der Katzen und Ratten auf unserm Boden, deren Beschäftigung es ist — traun! ein Geschäft, das sich ganz für einen Geist paßt, der bereits absolvirt und das Examen rigorosum des Todes bestanden hat — die unsichtbaren Stiefelknechte der Menschen, wie ein Geist in der Seherin von Prevorst, oder ihre Bartscheerer zu sein, wie jener Geist in einem Märchen von Musäus? kurz mit solchen, die, als nichtswürdige Tagediebe und Vagabunden, als die faden Poßenreißer und Hanswursten unseres kindischen Hangs zu Schrecken- und Schaudergeschichten, aus Besorgniß, von den hohen Herrschaften unseres Geistes mit ihren Betteleien zur Treppe hinunter geworfen zu werden, nur an die Furcht, diese Dirne aus dem niedrigsten Stande und von dem beschränktesten Geistesvermögen, sich wenden, und bei der Nacht durchs Fenster der Phantasie in ihre Kammer schleichen, um hier, zum Hohne und zur Vernunftbetäubung aller Zweifler, Freigeister, Rationalisten und Philosophen einige Vapeurs als sprechende Beweise ihrer Fortdauer nach dem Tode zu hinterlassen? O! nein! mit solchen Geistern Gottlob! nicht, die um ihr Dasein als Geister zu bewähren, zu den rohsten, plumpsten, ungeistigsten Mitteln greifen, wie schlechte Schulmeister, die, weil sie aus Mangel an Verstand,

an Würde und geistiger Kraft nicht im Stande sind, auf vernünftige Weise ihre Jungen im Zaum zu halten, den Stock als das Surrogat ihres leeren Kopfes, als das einzige Dokument ihrer Superiotät bei sich führen, wie erbärmliche Komödianten, welche die Hohlheit und Nichtigkeit ihres Spiels durch unmäßiges Toben und Schreien zu verdecken suchen, gerade aber dadurch bei dem Pöbel Effect machen, wie jene rohe Stämme, die, wenn sie sich um eine Frau bewerben, kein anderes Mittel der Galanterie kennen, um ihre Liebe auszudrücken und den Gegenstand ihrer Wünsche zu bezeichnen, als daß sie diesem geradezu auf die Füße treten. Nein! nur mit solchen Geistern, deren Wirkungen, und folglich deren Sein — denn nur was wirkt, i st — auch nach dem Tode nicht unterschieden und abgetrennt ist von dem Edlen, Wahren und Vortrefflichen, das schon vor dem Tode das Leben ihres Lebens war, die, nur in dem heitern erhabnen Tempel der Musen, als lebens- und liebevolle Menschen schon verklärte Geister und als verklärte Geister noch dieselben liebe- und lebenskräftigen Menschen, unwandelbar, immer sich selbst gleich, als unsere treuen Genossen in Freud und Leid, als unermüdliche Theilnehmer und Mitarbeiter an dem Schicksale der ganzen Menschheit, geistbildend, gedankenweckend, ermuthigend, befreiend und erhebend, in unerschöpflicher Thatkraft auf die allein des Geistes würdige Weise ihre Unsterblichkeit bewähren.

Dem berühmten Mathematiker und Philosophen T s c h i r n- h a u s e n begegnete es oft während der Nacht, endlich auch sogar am hellen Tage, wenn er einen gewissen Grad von Leichtigkeit im Denken erreicht hatte, offenbar in Folge seiner angestrengten Studien und überspannenden Nachtwachen, daß er eine Menge sehr glänzender Funken in der Luft herumhüpfen

und tanzen sah. Wenn er sie nicht fixirte, so dauerten sie nicht nur fast eben so lange, als er mit seinen Arbeiten beschäftigt war, sondern sie nahmen auch noch zu an Glanz und Lebhaftigkeit; wenn er sie aber fest betrachten wollte, verschwanden sie. Seht! die Geister unserer alten, neuern und neusten Geisterseher sind auch sonst nichts weiter, als solche in der Luft herumtanzende Fünkchen, die wohl eine kindische Phantasie entzücken und beschäftigen können, auf der Stelle aber verschwinden, so wie man sie fixirt, mit den festen Blicken des Verstandes betrachtet. Denn die Wesenhaftigkeit, die Realität, die Dauer des Menschen hängt einzig von der Wesenhaftigkeit, der Realität, der Dauerhaftigkeit seiner Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen ab; nur diese sind die Urelemente seiner geistigen Existenz.

„Zwey Scholaren — so leitet der vortreffliche Gil-Blas von Santillana seine Erzählung ein — gingen einmal mit einander von Pennafiel nach Salamanka. Unterwegs trafen sie eine Quelle an, und setzten sich, um sich zu erholen und ihren Durst zu löschen, an ihrem Rande nieder. Während daß sie hier sich ausruhten, bemerkten sie zufällig neben sich auf einem liegenden Steine einige Schriftzüge, die schon ziemlich durch das Alter und durch die Fußtritte der Heerden, die an dieser Quelle getränkt wurden, ausgelöscht waren. Sie goßen Wasser auf den Stein, um ihn zu reinigen, und erkannten folgende Worte in castillianischer Sprache: Aqui està encerrada el alma del licenciado Pedro Garcias. „Hier ist begraben die Seele des Licentiaten Peter Garcias."

Der Jüngere von den beyden Scholaren, der ein unbesonnener Mensch war, hatte kaum die Inschrift zu Ende gelesen, als er schon in lautes Gelächter ausbrach und sagte: Kann man sich

wohl etwas Komischeres denken! hier ist die Seele begraben — eine begrabene Seele! — Ich möchte das Originalstück kennen, das eine so lächerliche Inschrift gemacht hat. Wie er diese Worte gesprochen hatte, erhob er sich auch schon, um wieder fortzugehen. Sein Reisegefährte aber, der mehr Verstand hatte, sagte bei sich selbst: Darunter steckt ein Geheimniß; ich will hier bleiben, um es zu entdecken. Er ließ daher seinen Kameraden weiter ziehen, und ohne Zeit zu verlieren, grub er mit seinem Taschenmesser die Erde um den Stein herum auf. Diese Arbeit gelang ihm auch so gut, daß er endlich den Stein aufheben konnte. Er fand unter ihm einen ledernen Beutel, und, als er ihn öffnete, siehe! da waren hundert Dukaten darin nebst einer Karte, auf der folgende Worte in lateinischer Sprache geschrieben standen: „Sey mein Erbe, Du, der so viel Geist und Witz hat, den Sinn dieser Inschrift zu errathen, und mache von meinem Gelde einen beßeren Gebrauch als ich." Entzückt über diesen Fund legte der Scholar den Stein wieder an seinen alten Platz, und machte sich auf den Weg nach Salamanka, bepackt mit der Seele des Licentiaten." O Don Peter Garcias, was warst du für ein heller, ein gescheuter Kopf! du hättest den Leuten die Geister- und Gespensterseherei aus dem Leibe treiben können, du wärst wie das lebendige Fegefeuer unter sie hineingefahren! Schade, Jammerschade! daß du so früh gestorben bist! Und wenn auch gleich deine Grabschrift nichts weiter war, als nur ein isolirter, witziger Einfall, so schmälert das dennoch deinen Ruhm, mit dieser Sternschnuppe deines Geistes einen erleuchtenden Blick in das dunkle Wesen des Menschen geworfen zu haben, so wenig, als die Birne, die einst Newton auf die Nase fiel und zur Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgesetzes verhalf, das Verdienst der Erfindung ihm streitig macht. Wollen wir

darum deinen Manen, erfindungsreicher Garcias! feierlichst opfern, und wenn wir auch nicht mehr die Erben deiner hundert Dukaten seyn können, weil schon jener scharfsinnige Scholar — o möge er doch zum Lohne seiner Arbeit und seiner sinnreichen Entdeckung sich recht gütlich damit thun! — uns zuvorgekommen ist, so wollen wir doch wenigstens die Erben deines Geistes sein, und den Schatz heben, der unter dieser deiner Inschrift verborgen liegt! Das, was dem Menschen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, was ihm nie aus dem Kopf und dem Herzen kommt, worüber er seinen Abend- und Morgenseegen zu beten vergißt, wonach er bis nach Rom, wenn er es dort und nicht anderswo findet, baarfuß über Dornen und Diesteln läuft, ohne die Schmerzen zu scheuen, oft auch nur zu empfinden, Das, was ihn sein ganzes Leben lang an der Nase herumführt, was ihn mit unwiderstehlicher Macht an sich feßelt, was ihn so gewaltsam zusammenknebelt, daß er keinen freien Athemzug mehr thun kann, Das, dessen Besitz, wenn er auch sonst der trokenste, prosaischste Geselle von der Welt ist, ihn bis zu Thränen rührt und sein Antlitz so freude-feuer-glänzendroth macht, wie Utzens Gesicht war, als er einst in einer Hymne zur Gottheit jubelnd aufflog, dessen Genuß ihn hinauf bis ans Ende der Welt, wo Sein an Nichtsein gränzt, bis in den siebenten Himmel entzücket, und in ein Meer unergründlicher Wohllust versenket, daß ihm Sehen und Hören vergeht, dessen möglicher Verlust allein schon ihm Heulen und Zähnklappern verursacht, Das — und wäre dieses Das auch nur die Summe von hundert Dukaten oder eine neue Conjectur im Eutropius, oder die Erfindung einer neuen Stiefelwichse, oder ein Ordensbändchen mit dem Wörtchen: von — Das nur und sonst auch nicht ein Haar breit mehr ist die Seele des Menschen. Wohlweislich ließen darum die in ihrer

anspruchslosen Kindlichkeit und Lebensheiterkeit so tief in die Natur des Menschen blickenden Alten auch noch in den elysäischen Gefilden den Dahingeschiedenen die nämlichen Beschäftigungen, wie früher im Leben, forttreiben; denn der Mensch wächst mit der Art seiner Beschäftigung, mit den Objecten seiner Wünsche, seiner Lieblingsneigungen und Leidenschaften so ganz und gar zusammen, daß man nicht mehr weiß, wer Koch oder Keller ist, daß er von ihnen unzertrennlich wird, daß sie so wenig von einander zu unterscheiden sind, als zwey Flüße, wenn sie einmal zu Einem Strome sich verbunden haben.

Aber die erhabne Einfachheit, die anspruchslose Wahrhaftigkeit der Alten war in die Dauer nicht für die Welt. Die Welt liebt die Großthuerei und Großsprecherei; sie will glänzende Versprechungen, auch wenn sie ihr nie erfüllt werden; sie will wenigstens auf ihre Fragen eine nicht Ja, und nicht Nein sagende, eine die Sache aufschiebende und umgehende, nur um Alles nicht eine abschlägige Antwort. Ein Schuldner, der zur Welt sagt: „Gerne will ich jederzeit deine rechtmäßigen Forderungen an mich befriedigen; aber diesen Schuldschein, den Du mir hier bringst, kann ich nun und nimmermehr anerkennen; Du bist unverschämt, Du übertreibst es; unmöglich kann ich Dir eine solche Summe bezahlen, wenn ich gleich aus Mitleid und Theilnahme an Deinem Loose es von Herzen gern thäte" wird von ihr, weil er wahrhaftig ist, als ein schlechter, ein inhumaner Mensch verurtheilt und verstoßen; ein Schuldner dagegen, der die unverschämte Schuldforderung, wenn er gleich nie im Stande ist oder gar nicht einmal im Sinne hat, sie zu bezahlen, ohne Umstände mit nächsten zu berichtigen verspricht, — ein Nächstens, das sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr bis in eine unerreichbare Ferne verzieht — wird von ihr

als ein ganz charmanter Mann, ein guter Mann, ein Mann, der Einsicht hat und mit den Leuten umzugehen weiß, gefeiert und verehrt.

Die adeligen Geschlechter der alten Völker verloren darum das Regiment, ja zunächst allen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und auf sie succedirte die große Plebejerherrschaft. Sie wurden überstimmt von den demagogischen Großsprechern der nachfolgenden Zeiten. Der Geist und damit die Zeit unsterblicher Bücher war dahin; an die Stelle der klassischen Werke traten jetzt Peregrine und Appolloniuße von Tyana, Orakelstimmen, Dämone, Engel, kurz unsre lieben wohlbekannten Geister, diese physiologischen Farbenerscheinungen des menschlichen Geistes. Großes hatte die Menschheit vollbracht; um sich von ihren Anstrengungen zu erholen, beschäftigte sie sich jetzt mit den Spielen der Phantasie, wie der französische Philosoph, Malebranche in seinen müßigen Augenblicken, um seinen Kopf nicht anzustrengen, mit Kinderspielen sich unterhielt, wie Karl V. nach Ablegung seiner Kaiserkrone zum Zeitvertreibe sich mit der Verfertigung poßierlicher Puppen beschäftigte, deren Bewegungen und Stellungen die unwissenden Mönche so sehr frappirten, daß sie in ihnen nur Wirkungen seiner Verbindung mit höhern Mächten zu sehen glaubten. Sie versank in den Zustand der Schlaftrunkenheit, worin der Mensch den Maaßstab der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Einbildung verliert, selbst das Gesumse einer Schnacke oder das Geplätscher einer in sein Waschwasser gefallnen Maus als bezaubernde Choralklänge aus höhern Regionen vernimmt. Endlich brach die volle Mitternacht über Europa herein, und sie dauerte, nur von einzelnen Lichterscheinungen unterbrochen, so lange fort, bis endlich wieder die Menschheit die Unsterblichkeit des Geistes in den klassischen Werken der Alten gottesdienstlich

feierte. Warum waren aber ihre Wirkungen so erstaunlich groß und mächtig? Warum verdanken wir ihnen, gerade nur ihnen alle unsre Bildung? Weil sie noch in den elysäischen Gefilden Das sind und treiben, was sie schon im Leben waren und trieben, weil sie die allein stich- und standhaltigen Proben ihrer Unsterblichkeit schon im Leben ablegten, weil sie mit unwandelbarer Treue, mit unbedingter Hingebung bei dem, worin sie einmal waren, als dem Letzten, dem Wahren, dem Ewigen stehen blieben, weil ihnen die Wirkungen der Gegenwart die einzigen Bürgen der Zukunft waren.

In vino veritas, das ist ein alter, ein recht schöner und probater Spruch. Aber ich sehe nur nicht ein, warum wir allein dem Weine die Kraft beilegen wollen, die Zunge zu lösen und die Geheimnisse der Seele zu offenbaren. Wir können mit gleichem Rechte sagen: in amore veritas, in gaudio veritas, in dolore veritas, u. s. w. denn in Liebe, Freude, Schmerz wirft der Mensch die Schranken und Rücksichten weg, die er sonst beobachtet, und enthüllt so sein wahres Wesen. Wir können überhaupt sagen, daß sich da ein Wesen zu erkennen giebt, wo es sich frei, unbedingt, rücksichtslos ausspricht, denn nur da giebt es sich ein entschiedenes und charaktervolles, ein absolut bestimmtes Dasein. Wo glaubt Ihr denn z. B. die Natur einer Leidenschaft, par exemple der Liebe erkennen zu können? etwa da, wo die Brust ausgepolstert ist mit einem ganzen Wust voll anderweitiger Interessen, Sorgen und Rücksichten, so daß die Pfeile Cupidos durch den Watt nicht durchdringen, höchstens nur einen leichten Ritz auf der Haut bewirken können oder nicht vielmehr da, wo das entblößte, das franc und freie Herz von seinen Pfeilen sich bis auf den Grund durchbohren läßt? etwa da, wo sie sich in einer solchen gemäßigten Temperatur erhält, daß sie

nur den Appetit und die Verdauungsgeschäfte befördert, oder nicht vielmehr da, wo sie sich bis zur tragischen Gluth, bis auf jenen Gipfel des Enthusiasmus emporschwingt, wo die auf der platten Ebene unübersteiglich erscheinenden Gränzen der höchsten Gegenstände des Lebens als ein unbemerkbares Nichts von ihr verschwinden? Ja bei einiger Energie des Denkens werdet Ihr die Behauptung nicht zu kühn finden, daß die Natur so mancher Sache sich wahrhafter ausspricht und besser, unendlich besser in solchen Menschen und Handlungen zu erkennen giebt, die man gewöhnlich verrückte, excentrische, unmoralische, ja verbrecherische nennt, weil sie die Sache mit freier, rücksichtsloser Entschiedenheit aussprechen, als in solchen Menschen und Handlungen, die wir als verständige und moralische bezeichnen, weil sie die Sache mit tausenderley fremden Rücksichten und Interessen vermischt und beschränkt ausdrücken. Seid Ihr mit mir darüber einverstanden? wenn Ihr nicht wollt, so müßt Ihr es sein; ich mache kurzen Prozeß; denn wo in aller Welt wollt Ihr noch ein Wesen erkennen, wenn nicht da, wo es unvermischt, frei von allen fremden Ingredienzen, darum absolut bestimmt sich darstellt? Nun frage ich Euch: was nennt ihr die Seele? bitte aber dringend, die Antwort kurz zu machen. „Das bestimmende Princip des Lebens, die Triebfeder aller Thätigkeit, Bewegung und Handlung in uns.“ Schön. Wenn nun aber eine excentrisch Verliebte, wie weiland Hero in der Fabel, beim Anblick des Leichnams ihres Geliebten sich in die Fluthen des Todes stürzt, was ist die Ursache ihres Todes? Die Liebe, die den Verlust ihres Gegenstandes nicht überleben kann oder mag; und was anders erklärt sie durch diese Handlung, als daß das Prinzip ihres Lebens nicht eine weiß Gott was für eine obscure und geheime Seele, sondern eine ganz bestimmte Seele, die Liebe war? Denn das, dessen Verlust unsern Tod zur Folge

hat, das ist doch zweifelsohne das Princip, das Centrum unsers Lebens. Und wenn ein Cato, vom Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes überwältigt, sein Schwert sich in den Leib stößt, was thut er anders, als daß er feierlich im Angesichte der Welt die Freiheitsliebe als seine Seele proclamirt, und durch die That beweist, daß er mit der Freiheit nicht Etwas, sondern Alles, die Ursache und den Zweck seines Daseins, das Princip seines Lebens verloren hat? Und wenn der Mensch den Verlust seiner theuersten Güter überlebt, was erhält sein Leben, was läßt nicht sein Herz stocken, das Blut in seinen Adern gerinnen? einzig und allein der belebende Gedanke an sie, die Erinnerung, die sie ihm gegenwärtig erhält, oder die Hoffnung, sie wieder zu erhalten.

Was ist nun wohl das Lebensprincip, die Seele eines Dichters, sage eines ächten Dichters? die Dichtkunst; die Seele eines Philosophen? die Philosophie. Nehmt, wenn Ihr könnt, einem Göthe die Dichtkunst d. i. seine poetische Welt- und Lebensanschauung, und einem Spinoza seine philosophische Welt- und Lebensanschauung, und was wird euch übrig bleiben? Nichts gar Nichts, ein Unding, eine Rarität, wie jenes Messer ohne Stiel und Klinge bey Lichtenberg. Das Leben des Menschen ist seine Anschauung vom Leben. Was haben wir also von den Menschen, die ihre Anschauungen in Büchern verewigten, in diesen? nichts weniger, als ihre Seele.

„Wie? also die Chimeren der Metaphysik, die Fictionen und Phantasmen der Poesie sollten und könnten das Lebensprincip, die Seele, das Wesen des Menschen, sage des Menschen ausmachen? ist er nichts weiter, ist er von keinem edleren, dichteren Stoffe, als diese Luftgebilde der Poesie und Philosophie?"

Mäßigt Euch in Euerm philanthropischen Eifer, ich sag's Euch im Voraus zum Troste: der Mensch wäre allerdings ein höchst deplorables Geschöpf, wenn er Eure Vorstellungen von Kunst und Wissenschaft zu seinem Lebensprincip hätte. Aber beantwortet mir die Frage: glaubt Ihr wohl, daß, abgesehen natürlich von den höchst bedeutsam verschiednen Eigenschaften und Particularitäten, die die verschiedene Nationalität in den Autoren hervorbringt, der Sänger der Meßiade den Götterkrieg von Parny, oder wenigstens ein ähnliches, nach dem deutschen Nationalcharakter modificirtes Gedicht, daß der deutsche Dichter der Jungfrau von Orleans ein der Pucelle d'Orleans von Voltäre entsprechendes Gedicht hätte hervorbringen können, oder daß der Schöpfer des Fausts und Wilhelm Meisters, der Dichter des Heinrich von Ofterdingen oder der bezauberten Rose hätte sein oder wenigstens in ihnen den vollen Ausdruck seines Geistes geben können, oder daß Spinoza der Urheber der Monadologie (der Lehre von den individuellen Einheiten) und Leibnitz der der Lehre von der Substanz (der absoluten Einheit) hätte sein können? „Warum nicht gar? Wer könnte uns eine solche Absurdität zutrauen? Das ist rein unmöglich." O thut nur nicht gleich gar so erschrecklich. Würdet Ihr den wahren Grund, und die weitern Folgen dieser Unmöglichkeit einsehen, so wäre ich der Mühe überhoben, Euertwegen diesen Aphorismus zu schreiben. Es ist unmöglich, eben nur deßwegen, weil die Anschauungen, die der Dichter oder Philosoph in seinen Werken niederlegt, und die ihr Fiktionen oder Chimeren nennt, seine Seele, sein wahres Lebensprincip sind, und er eben so wenig seine Grundanschauungen mit denen eines Andern austauschen kann, als seine Individualität mit der eines Andern. Glaubt Ihr nun aber, daß solchen Individualitäten, wie Leibnitz, Spinoza, Göthe, Leßing, Schiller keine höhere Realität zukommt, wie mir und Euch? Ohne Eure Antwort abzuwarten,

an der mir offen gestanden, auch nicht das Geringste liegt, erwiedere ich: mit Nichten. Solche Individuen sind Gattungs-Normalindividuen, Einzelwesen, die jedes ein großes Gemeinwesen sind, Centralpunkte der Menschheit, souveräne Mächte, in die der Menschengeist alle seine Kraft, Fülle und Realität zusammendrängt. Gebt ihr mir das zu? „Ohne Bedenken." Nun dann müßt Ihr aber auch ohne Weiters anerkennen, daß ihre Werke nicht wesenlose Fiktionen und Chimeren, sondern Realitäten und mehr noch, Centralpunkte der Realität enthalten; denn die Anschauungen, die ihr Inhalt sind, sind nichts andres, als die Principien ihres Lebens und ihrer Individualität, nichts, als ihre eignen Selbstanschauungen, ihr anderes höheres Ich; und wenn die Anschauenden Centralpunkte der Realität und Geistesgewalt sind, wie sollen ihre Anschauungen es nicht sein, nach deren Größe und Realität sich doch allein ihre eigne Größe und Realität bemißt? Könnt Ihr Euch denn einbilden, daß der Mensch im Dichten und Denken über sein wahres Sein hinaus kann, daß er Gott anders denkt, als er selber in Wahrheit ist, daß er etwas zum Objekt seiner Anschauung machen kann, was nicht zugleich eine Anschauung seiner selbst wäre? Was heißt Dichten und Denken anders, als sein eigenes Leben zu einem Gemeingut, zu einem Leben machen, das auch alle Andere mitleben und mitgenießen können, als sich selbst, sein Wesen zum anschaubaren Gegenstande nicht nur seiner selbst, sondern auch Anderer machen?

Also: wenn Ihr Leibnitz's philosophisches Princip, die Monade, Spinoza's Substanz einen bloßen Gedanken in Euerem Sinne, d. i. eine Einbildung oder Chimere nennt, so nennt ihr den Leibnitz, den Spinoza selbst eine Chimere; es ist eine Unwahrheit, daß je ein Leibnitz existirte, wenn seine Monade eine Unwahrheit ist; war seine Monade Nichts,

so war er selbst auch Nichts. Denn in der Monade, die Leibnitz zum Principe der Welt machte, haben wir sein vergegenständlichtes Wesen selbst, haben wir ihn ganz, wie er leibt und lebt. Wie Xenophanes von seinem Gotte sang: er ist ganz Auge, ganz Ohr, so können wir von Leibnitz sagen: er hatte nicht Geist, er war selbst ganz Geist, ganz Denken, ganz Leben und Thätigkeit. Wie das Universum seiner Philosophie zufolge einem Fischteiche voller lebendiger Wesen gleicht, in dem aber jeder Wassertropfe selbst wieder ein Fischteich ist, so war jeder Blutstropfe, jedes Atom von ihm selbst wieder ein kleiner Leibnitz, Leibnitz selbst nichts anders, als ein Compositum, ein Aggregat, eine große Encyklopädie von lauter Leibnitzen, wovon aber jeder sein ganzes Wesen wiederspiegelt, wie jede Monade das ganze Universum, nichts anders als ein dichter (sit venia verbo) Lichtbüschel, wovon jeder einzelne Strahl hingereicht hätte, die Seele eines tüchtigen Menschen zu bilden. Betrachtet dagegen die erhabne Einfachheit, die stille Würde und Ruhe im Leben und Charakter Spinozas, und Ihr werdet an ihm auch nicht einen dunklen Flecken, Ihr werdet ihn im Gegentheil so hell und durchsichtig finden, daß ihr in ihm und durch ihn hindurch nichts anderes erblickt, als den reinen, klaren Himmel der Substanz, die er als das Princip der Philosophie aussprach. Haltet die strengste Haussuchung bei beiden, visitirt sie, wenn Ihr Lust habt, bis aufs Hemde aus, um zu sehen, ob sie doch nicht vielleicht außer den einheimischen Producten ihrer Anschauungen anders woher eingeschwärzte Waaren bei sich führen, ja, ich rathe Euch noch ein andres Mittel an, preßt ihr Herz, das Centrum des individuellen Lebens, wie einen mit Quecksilber gefüllten ledernen Beutel zusammen, und aus allen seinen Poren werdet ihr immer nur die Monade und die Substanz hervorquellen sehen.

Sollten Euch diese Mittel auch nichts helfen, keine Erleichterung und Beßerung in Euerm Kopfe verschaffen, so will ich euch noch zwey Recepte, die ganz für Euern Zustand passen, aus Spinoza und Leibnitz selbst verschreiben. Dieser sagt: „Nous sommes faits pour penser. Il n'est pas necessaire de vivre, mais il est necessaire de penser." Jener: „Nos eátenus tantummodo agimus, quatenus intelligimus. Wir sind nur insofern thätig, als wir erkennen." Wenn auch diese zwey Medicamente nach gehörigem Gebrauche bei Euch nicht anschlagen, so seid ihr inkurabel, und ich sage Euch Adieu.

Das Publikum schließt jederzeit mit seinen Favoritschriftstellern einen stillschweigenden Vertrag ab, wornach diese sich verpflichten, nichts zu Papier zu bringen, als was es ihnen in die Ohren flüstert, jenes dagegen ein ansehnliches Honorar von Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen aller Art verspricht. So verlangt die löbliche Zeitgenossenschaft von ihren Philosophen nichts weiter, als eine handschriftliche Versicherung, daß sie in allen ihren Ansichten und Meinungen vollkommen Recht hat, von ihren Dichtern, daß sie ihr solche Stückchen vorpfeifen, für die schon im Voraus ihr Kehlkopf gestimmt ist, und die ganz zu ihrer dermaligen Gemüthsdisposition paßen. Schriftsteller, die nicht diesen Contract unterzeichnen, werden als Vagabunden, die sich nicht gehörig zu legitimiren wissen, ohne Barmherzigkeit auf dem Schub über die Gränze gebracht. Wenn Das gerade etwas Gescheutes ist, was die Zeitgenossenschaft im Sinne hat und ihren Kabinetssekretären und Scribenten in die Feder dictirt, so kann man es ihr wahrlich nicht übel nehmen, im Gegentheil man muß es ihr Dank wissen, daß sie so verfährt, denn nur dadurch übermacht sie der Nachwelt ein unverfälschtes wohlgetroffnes Ebenbildniß von ihrem Wesen. Leider! sind

aber nur zu oft die beliebten Scribenten der Zeitgenossenschaft nichts weiter als ihre Beichtväter, denen sie nichts anzuvertrauen hat, als ihre Schwächen, ihre Sünden und dummen Streiche, die sie im Leben begangen hat.

Die guten Bücher d. h. solche, die uns etwas zu denken geben, sind in fremden Sprachen geschrieben. In der Lektüre übersetzen wir sie in unsere Muttersprache. Aber die Wenigsten verstehen sich auf die Kunst zu übersetzen, wissen die Freiheit der Aneignung mit der Gebundenheit der Treue auf schickliche Weise zu verbinden. Die meisten Leser sind entweder nur wortgetreue, steife, sclavische Pedanten oder leichtsinnige Paraphrasten, die, oft selbst wider Wissen und Willen, den Autor sogar nur parodiren. Dieses Schicksal hatten von jeher vor allen die philosophischen Werke. Sie wurden immer so verstanden, wie zur Zeit der ehrwürdigen Allongeperücken die griechischen und lateinischen Klassiker übersetzt wurden. Natürlich macht der römische oder griechische Held, der mit der Perrücke in dem spießbürgerlichen Costüm des Bürgermeisters einer philiströsen Reichsstadt auftritt, eine lächerliche Figur. Aber wer hat die Schuld davon?

Der alte französische Romanschreiber Monsieur de Scudery hatte einst auf einer Reise in der Provence, die er in Gesellschaft seiner Schwester machte, ein höchst sonderbares Abentheuer zu bestehen. Sie waren in einem Gasthause eingekehrt, und hatten zu ihrem Nachtquartier eine Kammer genommen, in der zwei Betten standen. Vor dem Einschlafen fragte der Monsieur de Scudery seine Schwester: was er denn mit dem Prinzen Mazarre anfangen sollte? (Dieser Prinz war nämlich ein Held in dem Roman: „Cyrus" von Monsieur und Mademoiselle de Scudery.)

Nach langem Hin- und Herreden wurden sie endlich einig, daß sie ihn morden lassen wollten. Kaufleute, die sich in der anstoßenden Stube befanden, hörten dieses letzte Wort und glaubten, daß hier über die Ermordung eines Großen berathschlagt würde. Sie setzten daher die Polizei von dem vermeintlichen Complot in Kenntniß, und unsere Reisende wurden gefangen gesetzt; erst nach befriedigenden Erklärungen ließ man sie wieder frei." Nicht wahr, das ist ein amüsantes Histörchen? Ich mein's auch. Aber nicht weniger amüsant, ja lächerlich ist es, in welchem plumpen, rohen Sinne Ihr von jeher Eure größten Schriftsteller, namentlich die philosophischen, verstanden und behandelt habt, weil sowohl Eure Faulheit und Euer schmutziger Geiz, dem das Honorar zu viel war, als die alte Euch unbequeme Gewohnheit der Philosophen, keine bloßen Hospitanten bei sich zu dulden, euch von dem Besuche ihrer Vorlesungen abhielten, und Ihr daher, um Eure Neugierde, die Ihr gleichwohl nicht gänzlich unterdrücken konntet, zu befriedigen, nur von Außen durch das Schlüsselloch an der Thüre ihrer Hörsäle lauschtet und so natürlich nur einzelne, unzusammenhängende, sinnlose Worte aufschnappen konntet. Ja wahrlich, es giebt nichts amüsanteres, als wenn man Euch so Außen, wo man nichts mehr deutlich vernehmen kann und überdem oft der größte Straßentumult ist, vor den Lehrsälen der großen Philosophen mit der Neugierde verläumdungssüchtiger Stadtklatschen lauschen, und dann das alberne Zeug, das Euch in den Ohren sumst, mit brennenden Köpfen und siedheißem Amtseifer, als Corpus delicti vor den saubern Gerichtshof Eurer verdorbnen, bestochnen Urtheilskraft schleppen sieht, um hier vor der versammelten leichtbetrüglichen Volksmenge ihnen einen Injurienproceß an den Hals zu hängen wegen grober Verletzung Eures Verstandes, den Ihr den gesunden Menschenverstand nennt, weil er Euch,

verschonend mit der anstrengenden Sorge und Arbeit des Denkens, noch nie die Suppe verdarb, der aber in der That ein eben so gemeiner Patron, wie Ihr, nichts weiter als Euer Trink- und Schmollisbruder, obgleich von Euch als Euer oberster Gebieter verehrt, doch nur Euer Fürst von Thoren ist.

Das Leben möchte nur gar zu gerne den Jacob spielen, und wie dieser seinen Bruder Esau, den Geist um die Rechte seiner Erstgeburt betrügen. Es ist daher nur zu oft sein größter Gegner, verfolgt ihn heimtückisch auf allen seinen Schritten, spielt ihm bei jeder Gelegenheit einen bösen Streich, und sucht ihn, neidisch auf seine einzigen Güter, seine Freiheit und Ruhe, in sein Elend und seine Schmach herabzuziehen, und gerade an den edelsten und empfindlichsten Theilen mit den Stachelschweinsborsten seiner Sorgen und Intriguen zu verwunden. Es ist die Xantippe des Sokrates, die Nürnbergerin, die Albrecht Dürers Unglück war, ein böses, ränkevolles, zänkisches, geiziges Weib; die nothwendigsten Bedürfnisse sucht es ihm zu entziehen, oder doch zu schmälern; alles was sich der Geist zu gute thut, das muß er im Rücken dieses Weibes thun. Glücklich sind die Geister, für die das Leben kein böses Weib, sondern nur ein böser Gassenbube ist, der von Zeit zu Zeit durch Steinwürfe und andere boshafte Streiche und Ungezogenheiten sie in dem Frieden ihrer Wohnungen stört. Den Schlüssel zu dem Leben manches Schriftstellers haben wir daher nur dann, wenn wir erkennen, daß er alle Stunden, die er seiner geliebten Gebieterin, seiner Muse zuwandte, im eigentlichen Sinne dem Leben abrang, und um zu diesem Zwecke zu gelangen, sich oft solche Mittel erlaubte, die vor dem Zuchtpolizeigerichte einer bornirten Moral für sträflich gelten. Aber wenn man diese als competente Richterin

anerkennen wollte, so müßten selbst die genialsten und zugleich unschuldigsten Mittel, die so viele Schriftsteller anwandten, um ihrer Muse etwas zukommen zu lassen, und die sich Jeder, der den Musen lebt, mehr oder weniger erlaubt, als unmoralische angesehen weeden. Der französische Dichter Dúfresny hatte in Paris immer mehrere Quartiere, damit man nicht wußte, wo er sich aufhielte, und er sich so nicht nur den Besuchen seiner Gläubiger, sondern auch lästiger Freunde entzöge. „Ein Unbekannter verlangte einst Voltäre zu sehen, der bekanntlich sehr mit Besuchen überhäuft wurde. Voltäre läst sagen, daß er krank sei. Den nächsten Tag kommt der Unbekannte wieder. Ermüdet von dieser Zudringlichkeit läßt Voltäre antworten, daß er in den letzten Zügen liege. Und wenn dieser Zudringliche, fügte er hinzu, noch einmal kommt, so sage man ihm, daß ich bereits maustodt und selbst schon begraben bin.“ Eine bornirte und in ihrer Bornirtheit consequente Moral könnte, wie gesagt, auch in diesen naiven Mitteln, den Zudringlichkeiten des Lebens zu entgehen, einen ganzen Bündel von Unmoralitäten auffinden, aber es ist nun einmal so: wo unsere geistige Existenz im Spiele ist, da erlauben wir uns auch sogar unerlaubte Mittel, um uns zu retten. Noth bricht Eisen. Der Humanist Hermolaus Barbarus zitirte einst sogar den Teufel, um sich aus einer literärischen Verlegenheit zu helfen, und Voltäre gab einst einem Bedienten, den er so heftig angefahren hatte, daß er ihm davon lief und die Worte ausrief: „Sie müssen, mein Herr, den Teufel im Leibe haben,“ in aller Sanftmuth zur Antwort: „Ach! mein Lieber, ich habe noch was Schlimmeres im Leibe als den Teufel, ich habe nämlich im Kopfe einen verdammten Tyrannen (Voltäre arbeitete gerade an einer Tragödie, wo diese Scene vorkommt), den ich erdolchen will, um ihn zu verhindern, bei einer sehr ehrbaren Fürstin zu

schlafen, ich kann damit nicht fertig werden, und das ist's, was mich so toll macht."

So wenig eine Ehe geradezu schon deßwegen eine glückliche ist und auf wahrer Liebe beruht, weil sie gegen den Willen der Eltern von dem verliebten Paare geschloßen worden; so wenig ist ein Studium, das einer wider den Willen seiner Eltern ergreift, deßwegen auch schon sein von der Natur ihm bestimmter Beruf, in dem er einst Tüchtiges leisten wird. Aber das ist doch wahr, daß fast die meisten großen Schriftsteller, man denke nur z. B. an Lucian, Luther, Voltäre, Roußeau, Torquato Tasso, Ariost, Shakespeare, Boccaccio, Ulrich von Hutten, Moliere, Leßing, Petrarca, Thomas Aquino, Cujaccius, Sabellicus, Conrad Celtes, Cüvier, Diderot wider das Gebot und die Bestimmung oder doch den Wunsch ihrer Väter die Frucht der Unsterblichkeit, von einem unwiderstehlichen Gelüste dazu getrieben, von dem Baume der Erkenntniß gebrochen haben. Diese Erscheinung hat ihre guten Gründe. Die Welt ist keine Freundin von Novitäten; wohl in Kleidungen und Luxusartikeln liebt sie Veränderungen; keineswegs aber in Dingen, die ihr zu Leibe gehen. Sie wünscht commoditatis causa, daß Alles beim Alten bleibt, daß der Enkel dieselbe Straße geht, die schon der Großvater gegangen ist, und wenn auch die Straße durch den Unverstand der Baumeister so ungeschikt und widersinnig angelegt, oder auch deßwegen, weil die lieben Großväter aus zu ihrer Zeit vorhandnen zufälligen Umständen solche Umwege zu machen gezwungen waren, so außerordentlich krumm ist, daß man zu einer Strecke Wegs, die man recht gut in einer kleinen halben Stunde zurücklegen könnte, eine gute deutsche Meile braucht. Die Welt begünstigt

darum nicht das Emporkommen guter Schriftsteller, denn gute Schriftsteller sind immer nur solche, die entweder an sich oder für ihre Zeit neue Gedanken und Anschauungen mitbringen, und wo hat je noch einer eine neue Idee geäußert, die nicht einiges Dérangement in die Welt brachte? Die Welt hält's darum immer mit den Alten. Denn die Alten, die den schönsten und größten Theil ihres Lebens bereits hinter sich haben, lieben zufolge dem richtigen Satze: Simile Simili gaudet nothwendig das Alte, das junge Volk dagegen, das umgekehrt den schönsten und größten Theil seines Lebens noch vor sich hat, das Neue, Frische, Junge, daher es oft mit Ungeduld selbst die unreifen Aepfel und Zwetschgen begierig vom Baume pflückt. Das junge Volk steht auf einem rein idealistischen Boden, es wächst mit einer Zeit heran, die noch nicht ist, erst wird; Hoffnungen und Erwartungen aller Art ist damit ein unbegränztes Feld geöffnet; es fehlt ihm an einem Maaße in seinem Glauben an das Mögliche, und eben in diesem Glauben wurzelt sein ungebändigter Schaffungstrieb. Die Alten hingegen lassen die Flügel hängen; ihre Hoffnungen sind bereits erfüllt, oder fehlgeschlagen; sie stehen auf dem trocknen Boden des Gedächtnißes, der Erinnerung, die gerade am meisten den Menschen einschläfert, und seinen Thätigkeitstrieb lähmt. Mit Ruhe sehen sie dem Grabe nur dann entgegen, wenn sie wissen, daß Alles noch auf dem alten Flecke steht, daß die Welt so ist und so bleiben wird, wie sie zu ihrer Zeit war, und wie sie bereits hinlänglich sie kennen und satt haben, wenn sie denken, daß sie schon das Beste genossen haben, nichts Beßeres nach ihnen kommen wird und kann. Wenn wir eine geliebte Wohnung mit theuern Gegenständen verlassen müssen, so wünschen wir, daß in unsrer Abwesenheit nichts daran verändert werden möge, damit wir auch in der Entfernung

3*

uns noch in ihr orientiren können, der Einbildung nach uns zu Hause finden, und, wenn auch nicht mehr den wirklichen Genuß der Anschauung, doch wenigstens den trostreichen Gedanken haben: Es ist noch Alles beim Alten, ein Gedanke, der auch dem Menschen den Schmerz über den unvermeidlichen Verlust seines Lebens erträglich macht.

Sobald also ein neuerungslustiger literärischer Gelbschnabel auch nur durch die leisesten Regungen sein Dasein Kund giebt, so steckt sich schon die Welt in aller Geschwindigkeit hinter die Alten, die denn auch nichts unterlassen, um ihn, mit dem Dekalogus und allen sonstigen ihnen zu Gebote stehenden Abschreckungsmitteln in der Hand, von seinem in ihrer Meinung tollen Unternehmen abzubringen und zu bewegen, daß er sich nach der Weise seiner Väter ernähre und statt der Studien ein ehrliches bürgerliches Geschäft ergreife. Die Welt weiß wohl aus tausendfältiger Erfahrung nur zu gut, daß der Gelbschnabel, verloren in Entzücken über die herrliche Stimme seines Genius die, nur ihm vernehmbar, labenden Trost und Muth seiner Brust einflößt, und um so magischer auf sein Gemüth wirkt, aus je größerer Entfernung sie zu ihm dringt, von den gewaltigen Donnerflüchen, die sie über ihn schleudert, ganz ungerührt wie ein Tauber dastehen bleibt, daß alle Mittel, die sie anwendet, um ihn aus dem Stande eines Freien, eines ungebundnen Homme de Lettres in den Nothstall ihrer kümmerlichen Beschränktheit einzuzwängen, an dem unbesiegbaren Zuge seiner Natur wirkungslos scheitern. Dennoch steht sie nicht davon ab, bei jeder sich von Neuem darbietenden Gelegenheit ihre abgedroschenen Manöver wieder anzuwenden, und die Alten gegen die Jungen, als gottlose Ketzer aufzuhetzen, und sucht sich für den Aerger über ihre abermals erfolglos gebliebnen Anstrengungen wenigstens durch den schadenfrohen Gedanken zu

entschädigen, daß sie den Schriftsteller im Voraus bei den Leuten in Mißkredit gesetzt hat, indem sie ihn nöthigte, seine literärische Laufbahn mit einer Sünde gegen den Dekalogus zu eröffnen. Es ist daher höchlich zu verwundern, daß wir noch kein Buch haben, das ausschließlich die traurigen Lebensanfänge der Herrn Literaten zum Gegenstande hat, da uns doch bereits der Italiener Pierius Valerianus mit einem schönen Büchlein de infelicitate literatorum beschenkt hat, das fast nur von dem jammervollen Ende der Gelehrten seiner und der nächstverfloßnen Zeit handelt. An Stoff fehlte es wahrlich nicht zu einem solchen Opus. Fast allen Genies kam das Entrée in's Theater der Welt sehr theuer zu stehen, weil jedes Mal Abonnement suspendu war, wenn der Theaterdirektor eine neue Benefizvorstellung zum Besten der Armen geben wollte, während von jeher die mittelmäßigen Köpfe aller Art Freibillets hatten, weil sie nur die langweiligen Repetenten und Commentatoren der großen, meist unverständlichen Geister waren, aber eben wegen dieser ihrer praktischen Brauchbarkeit von der Welt mehr begünstigt und honorirt wurden als die Originalköpfe, denen sie doch allein das tägliche Brot ihres Geistes zu verdanken hatten.

Kann man's der Welt verübeln, daß sie die Schriftsteller, die Kinder des Geistes, so aufnimmt und traktirt, als es von jeher von ihr geschah? Mit Nichten! Principiis obsta. Sui cuique mores fortunam fingunt. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se. Warum lassen sich die Herrn Literaten mit dem Geiste ein, der von jeher bei der Welt schlecht angeschrieben war, da er sie stets in lauter unangenehme Händel verwickelte, und nur solche Manieren und Eigenschaften hat, die ihren Gebräuchen, ihrer Denkungsart, kurz ihrem ganzen Wesen

radicitus entgegengesetzt und zuwider sind? Denn pro primo ist der Geist ein Aventürier, ein Vagabund sonder Gleichen. Man weiß eigentlich jetzt noch nicht genau, wie, warum und woher er in die Welt gekommen ist. Er kommt in sie hinein ohne Paß, ohne alle Legitimation und Empfehlungsschreiben, wie zur Zeit der wiedererwachten Wissenschaften, wo eine wahre Generatio spontanea oder aequivoca von Genie's aller Art war. Zwar annoncirt er immer vorher schon im Intelligenzblatte seine neuen Werke, dessen ungeachtet kommt er jedoch stets zur ungelegnen Zeit und so unerwartet an, wie Karl XII zu Stockholm. Er klopft zwar an der Thüre der Welt an, aber ohne zu warten, bis man sich zu rechte gemacht hat, und ruft: Herein! ist er schon mitten in der Stube, und hat auch schon richtig, als wäre er der Herr im Hause, neben dem betroffnen Eigenthümer ohne alle Complimente Platz genommen. Schon der erste Eindruck, den der Geist bei seinem Auftreten auf die Welt macht, ist also keineswegs geeignet, ihn bey ihr zu empfehlen, da sie im höchsten Grade zeremoniell ist, von Jedem, der sich bei ihr meldet, verlangt, daß er sich vorerst durch die endlose Schneckentreppe unzähliger Kopf- und Rückenkrümmungen hindurchwindet, und die Imputationstheorie der Chinesen, die die Schuld der Väter den Kindern büßen lassen, auf entgegengesetzte Weise prakticirt, indem sie nämlich die Verdienste des Ur-Ur-Großpapas dem Ur-Ur-Enkel anrechnet, und den nur allein passiren läßt, der auf dem Dreikreuzerstempelbogen seines Kopfes das Visum einer Autorität öffentlich zur Schau trägt. So konnte einst Leibnitz nur dadurch sich der Gefahr entziehen, von italienischen Schiffern über Bord geworfen zu werden, daß er, so wie er ihr Vorhaben merkte, die Geistesgegenwart hatte, geschwinde einen Rosenkranz, den er offenbar absichtlich auf seiner Reise durch Italien bei sich führte, aus der Tasche herauszuziehen.

Pro secundo ist der Geist — und das ist noch weit schlimmer — ich trau' mir's kaum zu sagen — es stehen mir fast die Haare zu Berge — o! es ist ein schreckliches Geheimniß — denkt nur! — — ein natürliches Kind, eine Frucht der Liebe und zwar von — nun die Namen wollen wir verschweigen. Was aber das heißen will und auf sich hat, ein natürliches Kind zu sein, das wissen wir alle leider! nur zu gut. Daher nahmen einst die Freunde des Erasmus Anstand, einzugestehen, daß er ein uneheliches Kind sei, aus Besorgniß, durch dieses Faktum selbst seinen schriftstellerischen Namen in Mißkredit zu setzen und seinen Gegnern die gefährlichste Waffe in die Hände zu geben. Denn obgleich bereits Pontus Heuterus eine gelehrte Abhandlung über die natürlichen Kinder geschrieben hat, und eine Menge berühmter Männer darunter aufzählt, so hat die Welt doch noch immer ihre alten Vorurtheile, was uns übrigens nicht im Mindesten in Verwunderung setzen darf, da die Welt ein so schwaches Gedächtniß hat, daß sie schon im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr weiß, was ihr im achtzehnten ihre großen Lehrer beigebracht haben, und daher, wie Albertus Magnus, wenn sie einmal aus einem Esel ein Philosoph wurde, doch hinten nach immer richtig wieder aus einem Philosoph ein Esel wird, weßhalb der Gedanke Luthers: „die Welt ist wie ein besoffener Bauer, der, wenn man ihn auf der einen Seite auf den Gaul hinaufhebt, auf der andern wieder hinunterfällt," auch in diesem Falle seine volle Richtigkeit hat. Wie eine Schrift, wenn in ihr gleich die respektive Materie aufs richtigste und trefflichste erörtert und dargestellt ist, von Gericht zurückgewiesen wird, wenn eine Formalität übersehen wurde: so werden die Kinder von der Welt zurückgesetzt, die nicht in der gehörigen Prozedur, so daß wenigstens schon dreimal vor ihrer Geburt der Pfarrer von der Kanzel herab

die versammelte Gemeinde gefragt hat, ob Niemand eine Einsprache gegen sie zu thun habe, zu Wege gebracht worden sind. Ja die Liebe ist, als die heilige Maria — Mutter — Gottes des Geistes, bei der Welt, wie bei den geldspekulierenden Engländern, so schlecht angeschrieben, daß sie selbst die Ehen, die sich auf sie gründen, so viel als in ihren Kräften steht, zu hintertreiben, und — wenn sie das nicht kann — wenigstens so lange zu verschieben sucht, bis durch das spanische Fliegenpflaster der Zeit der Blutandrang nach dem Herzen gehoben oder doch vermindert wurde; dagegen die Ehen, die, selbst mit Widerwillen, nur in Folge eines physischen, moralischen oder pekuniären Bankerotts geschloßen werden, auf alle mögliche Weise begünstigt, um dadurch die Zahl unglückseliger Körper- und Geisteskrüppel bis ins Unendliche zu vermehren. Uebrigens hat allerdings die Welt, das muß man ihr lassen, ihre guten Gründe zu ihren Vorurtheilen gegen die Liebe und die natürlichen Kinder. Denn die Kinder der Liebe, seien sie nun außer- oder innereheligе, machen der Welt gar zu viel zu schaffen, weil ihr Blut nicht in dem lauen Wasser eines bloßen pflicht- und schulgerechten ehelichen Amtseifers überschlagen, sondern aus dem Brunnen der Natur frisch herausgeschöpft worden ist, weil sie nur selten in ihrem Temperamente und Charakter die Beschaffenheit ihres Vaterlandes, die Gluth des südlichen Himmels verläugnen, weil die noch immer lebenslustigen Götter und Göttinnen des griechischen Olympus bei jedem neuen Sprößling der Liebe ihre alten Ansprüche auf den Thron der Welt erneuern, und ihn als eine höchst willkommne Gelegenheit benutzen, um aus allen ihnen noch zu Gebote stehenden Kräften ad hominem zu demonstriren, daß nur unter ihrer Regierung glückliche an Geist und Leib gesunde Menschen entstehen und gedeihen können. Es läßt sich daher hieraus abnehmen, ohne besonders seinen Kopf anstrengen zu

müssen, was es für eine Sensation in der Welt machen muß, wenn ihr der Geist geradezu ohne alle Umstände in's Gesicht sagt, daß er ein Kind der Liebe ist, das ganz seiner Mutter nachschlägt, und daher nichts als lauter natürliche Kinder, d. h. gute Bücher und Schriftsteller in Hülle und Fülle in die Welt setzt.

Pro primo ist also, — wir müßen es wiederholen, denn Repetitio est mater studiorum — der Geist ein Vagabund, pro secundo ein uneheliges Kind, folglich von unehrlicher Herkunft, pro tertio — es kommt jetzt immer ärger — ein entsetzlicher Verschwender. Wozu die Welt Jahre braucht, bis sie es zusammenscharrt und an allen Ecken und Enden im Schweiß ihres Angesichts zusammenbettelt, das bringt in Einer attischen Nacht der schwelgerische Geist in Saus und Braus durch, wie er einst die dicken Folianten der Scholastiker, die auf Kosten und mit der Approbation des päbstlichen Stuhls gedruckt worden waren, durch Cartesius, Bacon und andere Gedankenfürsten preiswürdigen Andenkens — wer von uns erinnert sich nicht mit herzlichem Vergnügen an diese schönen Universitätsjahre der neuern Menschheit! — zum Aerger der Philisterwelt mit jugendlichem Muthwillen zum Fenster hinauswarf. Und was das Schlimmste bei der Sache ist: die Welt weiß noch bis diese Stunde nicht, so sehr sie sich darüber den Kopf zerbricht, woher der Geist die Mittel zu so großem Aufwand bekommt; denn so wenig die Welt, wie männiglich bekannt, von Wißbegierde gepeinigt wird, so sehr wird sie es von der Neugierde, und namentlich der, zu wissen, wie viel einer täglich zu verzehren hat. Die Welt schätzt nämlich den Mann ganz richtig nur nach dem, was er vermag, was er ausrichten kann. Da nun aber die Welt d. h. die meisten Menschen gar keinen oder höchstens nur einen sehr geringen Fonds an Geist und Gemüth besitzen, da das Geld allein das Mittel ihrer Selbstbethätigung und die Quelle ihrer

Productivität ist, so wird — ebenfalls ganz richtig — in der Welt der Werth des Menschen nur nach dem Inhalt seines Geldbeutels angeschlagen, die Summe seiner Geisteskräfte gleich der Summe seines pekuniären Vermögens angesetzt, daher schon die Griechen das Sprichwort hatten: χρήματ' ἀνήρ auf deutsch: Geld ist der Mann. Das große Interesse aber, das die Menschen daran haben, genau und gewissenhaft ihre Kräfte gegenseitig zu berechnen und zu taxiren, kommt von dem Gefühl ihres eignen Unvermögens her, von ihrem Mißtrauen gegen einander, und von dem Neide, den einer gegen den Andern hat, wenn er ein Bißchen mehr hat oder es ihm auch nur an Aufwand zuvor thut. Wenn einer dem Andern in den Geldbeutel gesehen hat, so hat er ihn gewisser Maßen in seinem Negligé überrascht, wo er sich überzeugen kann, ob die Rolle, die er in der Welt spielt, einen reellen Grund hat, oder bloßer Wind ist; er hat jetzt den räthselhaften Knoten seines Lebens, der ihm vorher ein störender dunkler Schmutzflecken in der Serviette war, womit er sich den Mund abwischt, wenn er ihm nach dem guten Bissen seiner Mitmenschen wäßerig wird, auf die Urelemente seiner letzten Fäden reducirt, und wie ein schweres Rechnungsexempel zu seiner vollen Befriedigung aufgelöst; denn er hat aus dem Beutel des Andern die Beruhigung geschöpft, daß er Das auch kann, daß er eben soviel, wenigstens nicht viel weniger hat. Und wenn er auch durch sein sorgfältiges Quellenstudium das schmerzliche Resultat herausgebracht hat, daß sein Nachbar einen viel größeren Wechsel von Hause bezieht, so ist er dennoch jetzt bei weitem beruhigter als vorher. In der genauen Kenntniß von dem Etat seines Vermögens hat er ihn gewisser Maßen in seiner Gewalt, hat er sich gleichsam zu dem geheimen Controlleur seiner Ausgaben aufgeworfen, und ist, wenn auch nicht sein Mitgenießer, doch sein — freilich nur höchst

subtiler und ideller — Mitbesitzer geworden. Uebrigens ist dieser letztere Fall eigentlich nur eine Ausnahme von der Regel, der wir daher gar keine besondere Bedeutung einräumen dürfen. Das Maaß der Menschentaxation richtet sich im Normalzustande nach den verschiedenen Ständen und den verschiedenen Graden der Armuth und des Reichthums, indem sich der Arme nur wieder mit dem Armen, der Bemittelte mit den Bemittelten, der Reiche mit den Reichen vergleicht, so daß sich die Differenz von Mehr und Weniger auf ein Minimum reducirt, der Taxator daher immer zur Belohnung für seine mathematischen Studien das freudige Bewußtsein mit nach Hause bringt: So viel hab' ich auch, so viel bin ich auch, und, wenn ihn der Andere auch an Aufwand überbietet, doch von der drückenden Last des Neides sich dadurch völlig befreien kann, daß er genau bis auf die Minute den Zeitpunkt zu bestimmen weiß, wo die Silberquelle zu fließen aufhört.

Meine Leser werden mir daher vollkommen Glauben schenken, wenn ich ihnen sage, daß die Welt fast desperat darüber ist, daß sie die Ressoursen noch nicht entdecken konnte, ans denen der Geist die Mittel zu seinen enormen Depensen schöpft. Zwar hat sie sich zu verschiedenen Malen, um ihre quaalvolle Neugierde zu beschwichtigen, eingebildet, der Geist lebe, wie ein Tagelöhner, von der Händearbeit seiner fünf Sinne. Aber das wollte ihr eigentlich selbst nie so recht zu Kopfe gehen. Da sie selbst ihr tägliches Brot allein von den fünf Sinnen bezieht, und auf diesem Felde ganz zu Hause ist, so muste sie bald auf die Conjektur gerathen, daß der Geist ein Particulier sei, der wenigstens einen großen Theil seiner Auslagen aus seinem Privatvermögen bestreite, eine Conjektur, in der sie hauptsächlich durch den Umstand bestätigt wurde, daß sie sehr häufig unter den Münzen, die er ausgab, zu ihrem grösten

Erstaunen solche bemerkte, die aus einem ganz fremden, ihr völlig unbekannten Stoffe bestanden, und mit solchen sonderbaren hieroglyphischen Charakteren und Figuren bezeichnet waren, daß sie, ihrer angestrengten diplomatischen, numismatischen und archäologischen Nachforschungen ungeachtet, weder den Sinn, noch den Ort, noch die Zeit des Gepräges herausbringen konnte. Aber damit war sie eben so weit, wie im Anfang. Die Frage: woher hat denn der Particülier sein Vermögen? war nicht gelöst. Es blieb ihr daher nichts übrig, als den Geist als einen Zauberer und Hexenmeister zu verketzern, wie sie es einst mit dem Pabst Sylvester II., Albertus Magnus, Roger Baco und andern machte, aus seinem vertrauten Umgange mit den Teufeln und Dämonen die Quelle seines Reichthums abzuleiten. Leider! konnte auch dadurch nicht ihre Neugierde und unüberwindliche Taxationssucht in die Dauer befriedigt werden. In ihrem neuen Seelenjammer nimmt sie darum jetzt zu folgendem Mittel ihre Zuflucht. Sobald ein Schriftsteller mit Ideen auftritt, vor deren furchtbaren Größe und Majestät der große Haufe in das zermalmende Bewußtsein seiner Nichtigkeit versinkt, läuft sie zu seinen ehemaligen Lehrern und Schulkameraden, sogar, wenn sie noch am Leben ist, zu der Amme, die ihn als Wickelkind säugte, und bittet sie dringend, ihr doch aus ihrer Noth zu helfen, und einige aufklärende Notizen über diesen Menschen zu ertheilen. Um von dem erdrückenden Gefühle seiner Superiorität loszukommen, leitet sie dann seine Eigenschaften aus diesen zusammengebettelten Notizen auf die nämliche komische Weise ab, wie Helvetius aus dem Umstande, daß einst ein kalekutischer Hahn Boileau in seiner Kindheit an einem empfindlichen Körpertheile verletzt habe, den Mangel an Gefühl, den er in seinen Gedichten findet, sein Cölibat, die

Satyre gegen die Weiber und seine Abneigung gegen die Jesuiten ableitet, weil diese die kalekutischen Hähne zuerst nach Frankreich brachten. Wenn sie also z. B. von einem großen Dichter erfahren hat, daß er bei der Verfassung seiner Gedichte Wein getrunken hat, weil nicht alle Dichter eine solche genügsame Natur haben, daß sie sich, wie Seume, bei Wasser, Butterbrot und Kartoffeln in ihrer poetischen Begeisterung erhalten können: so erkundigt sie sich, mit einer Rechentafel in der Hand, genau darnach, wie viel Wein, welche Sorten und von welchem Jahrgang er getrunken hat, klassificirt dann seine Werke nach den verschiedenen Sorten und Jahrgängen und leitet auf ganz natürliche Weise die Stärke und das Feuer seiner Empfindung von dem starken Wein ab, den der Dichter genossen. Freudetrunken frohlocket die Menge über diesen Fund. Das Uebergewicht, das der große Geist ihr fühlen ließ, drückt sie nicht mehr; sie hat ein gemeinschaftliches Maaß zwischen sich und ihm gefunden; sie sagt entzückt zu sich selbst: Ha! das kann ich auch, ich darf nur brav Champagner und Burgunder trinken. Die Freude, den Geist wie eine ponderable Masse in einer Weinflasche aufgefangen zu haben, währt jedoch auch nicht lange. Nur zu bald macht die Welt die höchst unangenehme Erfahrung, daß unzählig Viele sich mit Champagner und Burgunder benebeln dürfen, ohne dadurch auch nur den leisesten Anflug von Poesie in den Kopf zu bekommen, und so mancher Dichter, der nie einen Tropfen Wein kostete, eben so feurig sang, als ein Anderer, der täglich die stärksten Weine zu sich nahm, und diese Erfahrung stürzt sie ach! schonungslos in den Abgrund ihrer anfänglichen Trostlosigkeit über ihre unbefriedigte Neugierde zurück. Sie kommt dem Geiste nicht auf die Spur. Er bleibt ihr ein ewiger Dorn im Auge.

Wenn uns Jemand von einem Dritten eine eben nicht besonders vortheilhafte Schilderung geben will, und diese mit solchen Zügen beginnt, aus denen wir, wie Cúvier aus einzelnen Knochen eines Thieres den Totalhabitus und Bau seines Körpers, von selbst den ganzen Menschen von Kopf bis zu Fuß construiren können, so fahren wir ihm mit den Worten in die Rede: Seien Sie still, es ist genug, wir brauchen nichts weiter von ihm zu wissen. So bin ich überzeugt, daß auch viele meiner sehr verehrten Leser an den paar charakteristischen Strichen, mit denen ich eben den Geist an die schwarze Tafel flüchtig hingezeichnet habe, hinlänglich genug haben werden, um die zur Vervollständigung des Bildes noch fehlenden Stücke selbst ergänzen zu können. Allein es ist die leider! sehr traurige Pflicht eines Docenten und Scribenten, sich nach der Mehrzahl richten zu müssen, uud ich sehe mich daher nolens volens genöthigt, die begonnene Schilderung des Geistes fortzusetzen, und seine noch übrigen empfehlenden Qualitäten zugleich mit den entgegengesetzten Eigenschaften der Welt, durch welche sie erst zufolge dem logischen Grundsatze: Contraria juxta se posita magis elucescunt in ihr gehöriges Licht gesetzt werden, nach der Barometerscala des untrüglichen EinmalEins aufzuzählen.

Der Geist ist also, meine hochzuverehrenden Zuhörer, nicht nur, wie wir eben gesehen haben — ein warnendes Exempel! — ein Verschwender sonder Gleichen, sondern auch pro quarto der in jeder Hinsicht excessivste, tollste, enthusiastischste, excentrischste und genialste Kopf unter der Sonne; stets in Extase, d. h. von Sinnen, wie Sokrates es nur zu Zeiten war; immer oben n'aus, ohne Gränzen, Maaß und Ziel; eine wahre Quecksilbernatur; sein ganzes Leben ein ununterbrochner reißender Gedankenstrom. Das Wasser der Welt dagegen fließt so träge,

daß man nicht weiß, ob es vorwärts oder rückwärts geht, daß man vor Langeweile sterben müste, wenn man einzig und allein an den Anblick dieses Schneckenlaufes gebunden wäre, daß selbst die gründlicheren Naturforscher darüber noch nicht ganz im Reinen sind, ob es ein stehendes oder fließendes ist. Denn das Bewegende ist der Gedanke; aber die Welt ist phlegmatisch im höchsten Grade, begreift so außerordentlich schwer, wie ein Böotier, ist so wenig zum Denken organisirt und disponirt, daß sie, wie der berühmte Arzt Boerhave, sechs Wochen lang keinen Schlaf hat, wenn sie einmal über eine Materie ernstlich nachdenkt, daß ein neuer Gedanke ihr den Kopf so heiß und roth macht, wie den Kamm eines kalekutischen Hahns, wenn er zum Zorne gereizt wird, daß ihr das Blut nur so in Strömen zur Nase herabfließt, wie es bei einem Gelehrten in Boulogne der Fall war, der, wenn er Morgens im Bette meditirte, heftiges Nasenbluten bekam. Oft erst nach einem Zeitraum von Jahrhunderten, wo schon längst der Stern aus dem Gesichtskreis ihres Daseins verschwunden ist, berühren seine Lichtstrahlen ihr blödes Auge.

Es ist darum sehr natürlich, daß sich der Geist in die Schranken ihrer Bornirtheit, die sie, um ihr eignes Elend sich zu verhehlen, die Schranken der nüchternen Vernunft nennt, ein für alle Mal nicht fügen und schmiegen kann. Ihm ist im eigentlichen Sinne die Welt zu enge; sein ungenügsames Wesen kann mit seinen die Unendlichkeit umfassenden Wurzeln nicht da Fuß fassen, wo nur für Korn, Kartoffel und weiße Rüben hinreichender Boden ist. Es geht ihm, wie dem Cartesius, der mit jener Unentschiedenheit, die nicht ein Zeichen von Charakterlosigkeit, sondern im Gegentheil von innerer sich selbst genügender Lebens-Kraft und Fülle ist, das ganze Gebiet der Welt in Gedanken und in der Wirklichkeit durchschweifend, so sehr er sich

auch darüber hin und herbesann, doch für keine bestimmte Lebenssphäre sich entscheiden konnte, sondern freiwillig sich aus seinem Vaterlande verbannend, um allen Verband sogar mit Freunden und Verwandten aufzuheben, nur den Wissenschaften lebte; es geht ihm wie dem Abbé Prévost, dem Verfasser des trefflichen Romans: Manon Lescaut, der von einer Woge des Lebens zur andern geschauckelt, erst Jesuit, hierauf Soldat, dann wieder Jesuit und wieder Soldat, auch nach diesem mehrmaligen Wechsel seines Standes, nochmals neuen Fluthen der Unbeständigkeit sich überlassend, erst in der geistigen Thätigkeit der Schriftstellerei seine Ruhestätte fand, wo er vorzüglich die Leidenschaften, deren Macht er selbst im Leben erfahren hatte, zum Gegenstande seiner Reflexionen und Darstellungen machte; wie dem originellen Chladni, dessen „größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen musten, war, ein freier Weltbürger zu sein, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Staat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu seyn, ein freies, sorgenloses Leben zu führen." Macht auch gleich der Geist, weil er eben wegen seiner Genialität nichts weniger als ein Stubenhocker und Philister ist, die gemeinen Strapazen und Feldzüge des Lebens mit, so tritt er doch nie in förmlichen Dienst bei der Welt; er engagirt sich nur als Volontär, wie einst Cartesius bei den Holländern, den Bayern und Oesterreichern ohne Sold freiwillig Dienste nahm und mit ihnen in den Krieg zog, nicht um selbst als Schauspieler auf dem Theater der Welt aufzutreten — was er übrigens, im Vorbeigehen sei es gesagt, unbeschadet seiner philosophischen Würde recht gut hätte thun können, da selbst Louis XIV, den Frankreich als seinen größten König feiert, in den Komödien Moliere's als Ballettänzer auf dem Theater

mitspielte — sondern nur, um mit der Theilnahme des persönlich gegenwärtigen Zuschauers die Komödie des Lebens von Anfang bis zu Ende durch alle Akte hindurch mitzumachen.

Wahr ist es allerdings — wer es mit Stillschweigen übergehen wollte, würde an seiner Wahrhaftigkeit, der ersten Tugend des Schriftstellers gegründeten Zweifel erregen — wahr ist es, sage ich, daß ihrerseits die Welt, aus weislichen jedoch auf flacher Hand liegenden Gründen, sich alle erdenkliche Mühe giebt, den Geist irgendwo und wie unterzubringen, und an einen bestimmten Geschäftszweig zu gewöhnen, weil er ihr wider Willen doch immer einiger Maßen imponirt, und sie schon durch sein bloßes Dasein in manche nicht geringe Verlegenheit setzt. Aber sie offerirt ihm nur zu seinem Wirkungskreise ein ganz kleines, kleines Plätzchen, wo sie ihn so recht controlliren, bei jeder Gelegenheit ihm auf die Finger klopfen kann, aus Besorgniß, er möchte in einer größern Wirkungssphäre Gelegenheit haben, zum grösten Nachtheile seiner Amtskollegen seine Weisheit auszukramen und seine Talente geltend zu machen, und stellt ihm selbst in diesem kleinen Plätzchen, wenn er anders geneigt ist, es anzunehmen, nur provisorisch an, ohne einen festen Kontrakt mit ihm abzuschließen, ähnlich dem indianischen Stamm der Krihks, der seine Ehen vorläufig immer nur auf ein Jahr abschließt. Wie sich der Geist nicht an die Welt binden kann und will, so will umgekehrt die Welt, als wollte sie Gleiches mit Gleichem vergelten, sich nicht an den Geist binden. Sie hat es in jeder Beziehung von jeher gethan und bewiesen. So hat auch unsre deutsche Nation ihre großen Klassiker nur provisorisch als ihre Lehrer angestellt; bereits sind sie schon wieder abgesetzt. Wie viele indianische Stämme, wenn sie gleich die Vorstellung eines höchsten Wesens haben, das sie den großen Geist oder den großen Herrn des

Lebens nennen, doch diesem höchsten Wesen ein so kleines untergeordnetes Pöstchen einräumen, daß sie noch den größten Spielraum zu dem albernsten Fetischdienst haben: so lesen zwar die guten Deutschen noch ihre Klassiker, nennen sie auch wohl in ihrer Einfalt und Redlichkeit ihre größten Geister, räumen ihnen aber ach! so ein winziges Fleckchen zu ihrer Wirkungssphäre ein, daß sie noch unbeschränkten Raum haben, um mit Gespenstern und Fetischen aller Art die einflußreichsten Stellen zu besetzen, opfern, wie die Juden, nachdem ihnen schon Jehovah erschienen, noch goldnen Kälbern. Alle Sonntage gehen wohl einmal die guten Deutschen bei ihren großen Geistern in die Kirche und lassen sich was Schönes vorpredigen, aber die Meisten haben während der Predigt ganz andere Dinge im Kopfe, und wenn sie auch einmal eine Zeit lang dem Prediger Gehör und Beifall schenken, so entschädigen sie sich durch die darauffolgenden sechs Wochentage. Wie viele wilde Völker erweisen sie nur den niedern, nicht den höhern Gottheiten, nur den bösen, nicht den guten Geistern Verehrung.

Seien wir aber deßwegen nicht ungerecht gegen die Welt! Sie kann nicht anders. Je mehr Spielraum der Geist zur Entfaltung und Bethätigung seiner Wunderkräfte bekäme, desto mehr festes Land würde er mit der gewaltigen Fluth seiner Fülle hinwegspülen, und so den Boden beträchtlich vermindern, auf dem die große Masse die Subsistenzmittel ihrer Existenz gewinnt, und eben die große Menge hat die Welt zu versorgen. Darum kommen so selten große Geister. Wären sie häufiger, so kämen Unzählige um den einzigen Halt ihres Lebens — die Brauchbarkeit und Nothwendigkeit ihrer Existenz, da eine große Masse von Menschen mit Weib und Kind mehrere Jahre lang von dem ganz anständig leben kann, was in Einem Abend ein einziger großer Geist aufarbeitet. Erkennen wir

hierin vielmehr die tiefe Weisheit, die die Welt regiert, und der sie pariren muß, sie mag wollen oder nicht. Es liegt offenbar in ihrem Plan, so viel als möglich Wesen nicht nur zum Dasein, sondern auch — was eigentlich eins ist — zu den Genüßen und Freuden des Daseins zuzulassen. Die Freude am Dasein liegt aber allein in dem Bewußtsein von dem Werthe des Daseins. Die Kräfte und folglich die Arbeiten sind deßhalb in der Welt so zertheilt und vervielfältigt, daß um so mehr Menschen das Bewußtsein von ihrem Werthe, ihrer Wichtigkeit und Nützlichkeit haben; je kleiner die Portionen, desto größer die Zahl der Genießenden. Mit Recht wurden von jeher die großen Geister von dem Haufen beneidet, geschmäht, verläumdet, verfolgt; denn er wußte nur zu gut, daß sie seine Freuden- und Ruhestörer sind, sein Dasein beeinträchtigen und selbst gefährden. Unglück war daher auch das Antheil fast aller großen Männer, nur mit dem Bewußtsein ihrer Größe entschädigte sie die göttliche Weisheit für die erlittene Schmach und den Verlust irdischer Güter, denn sie bestimmte sie eigentlich nur dazu, den Haufen zu stimuliren, daß er alle seine vereinzelten Kräfte zusammenrafft und verbindet, um die lästige und kostspielige Erscheinung eines neuen großen Geistes zu verhüten. Das geniale Wesen des Geistes paßt eben einmal durchaus nicht in die Welt. Sichselbstfühlend, glücklich und zufrieden ist der Mensch nur, so lange er nicht an seine eignen Schranken erinnert wird, und eben diese sind es, die er an seinem Gegensatze, der Genialität des Geistes, zu seinem größten Leidwesen zu Gesichte bekommt.

Ach! wenn der Geist nichts weiter als ein genialer Kopf wäre! das ginge noch hin. Aber leider! ist er auch ein wahrer Sonderling, voller Eigenheiten und Capricen. Ich sage leider! weil die Welt bei Weitem weniger an seinen Genialitäten,

als an seinen Eigenheiten Anstoß nimmt, indem sie viel greller der Menge in die Augen stechen. Denn in der Welt will Jeder in dem Andern nur sich selbst im Spiegel sehen. Ein Mensch der nicht so denkt und lebt, wie die Andern, ist ihnen so empfindlich, wie einem Priscian die Ohrfeige, die ihm in der Lebhaftigkeit seines Geistes ein Schulknabe giebt. Wie ein auch durch jahrelange Uebung eingeschoßner Kanzelredner in seiner Predigt stecken bleibt, wenn etwas Außergewöhnliches in der Kirche, etwa eine auffallende Persönlichkeit, dergleichen er noch nie gesehen, plötzlich seine Augen frappirt: so werden die Menschen durch den Anblick eines solchen Nicht-conformisten aus dem wohl entworfnen Concept ihres Kopfes gebracht; sie verlieren gleichsam den sichern Leitfaden ihres Lebens aus der Hand und ärgern sich daher über ihn, wie die Schulknaben über die Ausnahmen von der Regel, die ihnen die Erlernung der Grammatik so sauer machen. In der Welt richtet darum jeder seine Taschenuhr nach der Stadtuhr. Und wenn gleich vielleicht sein kleines Taschenührchen richtiger geht und mehr mit dem Laufe der Sonne übereinstimmt, als die große Stadtuhr: es hilft nichts, wenn es draußen zwölf Uhr schlägt, so muß es auch auf der Sackuhr seines Geistes auf die Minute Zwölfe seyn, damit er in demselben Momente, wo die Andern Mittag machen, zugleich auch schon seinen Löffel zwischen den Zähnen hat, auf daß er ja recht genau den Takt mit den Andern einhält, selbst sein Puls, wo möglich, nicht schneller und langsamer geht, als der ihrige. Und wenn auch in der Stadt, worin er lebt, es mehrere öffentliche Uhren giebt, und diese, was meistens der Fall ist, nicht mit einander übereinstimmen, so daß man nicht weiß, nach welcher man seine Taschenuhr stellen soll, eher als er es sich selbst recht macht und Gefahr läuft, für eine Ausnahme von der Regel zu gelten, macht er es lieber wie jener Bauer, der aus Aerger, daß er es Keinem

recht machen konnte, seinen Esel in den Bach warf. Ja wenn ihm sein eigner Leibarzt dringend anempfiehlt, zur Stärkung und Belebung seiner schwachen Nerven täglich einen Schoppen Wein mehr zu trinken, als seine Tischgenossen, so getraut er es sich doch nicht zu thun, aus Rücksicht vor dem: was werden wohl die Leute davon sagen? wenn nicht ein Anderer, der beherzter als er ist, zugleich aber natürlich ein Mann von vieler Autorität sein muß, damit er ohne Scheu sich auf sein Beispiel berufen kann, ihm einen Schoppen Wein vortrinkt. Mancher wäre ein Talent, wenn er den Muth hätte, eines zu sein, wenn er nicht erst warten wollte, bis ihm ein öffentliches Patent über die Ausübung seines Talentes ausgefertigt würde. Aber ehe er auch nur einen Sechser ausgiebt, dreht er ihn dreimal bedächtlich herum und besieht ihn oben und unten, ob er auch gerade so wie die gangbaren Sechser aussieht, aus Besorgniß, er möchte gar für einen Falschmünzer gehalten werden, wenn er andre als schon gebrauchte Münzen ausgiebt. Und so kommt denn richtig der arme Teufel um sein bestes Gut, sein Talent; denn was man zu lange für sich selbst behält, das gehört einem zuletzt selber nicht mehr an, und eben das Talent gehört in die Klasse von den Gütern, deren Besitz und Gebrauch unzertrennlich sind.

Wie ganz anders macht es dagegen der Geist! Frei und sorgenlos wandelt er seinen Weg, nur der untrüglichen Wünschelruthe seines Genius folgend, die ihm selbst noch unter dem Boden, über den der Haufe, nicht ahnend, welche Schätze er birgt, blindlings dahintappt, Quellen des ewigen Lebens finden läßt. Er geht heute gerade und morgen krumm, wie's ihm eben gut dünkt, nie der großen Landstraße nach, auf der die Menge in enggeschloßnen Reihen dahermarschirt, damit ja Jeder immer in die Fußstapfen seiner Vorgänger tritt, und, mit genauen Postcharten in der Hand, nur mit gespannter Aufmerksamkeit

das ungeduldig erwartete Ziel, die sichere Herberge verfolgend, nicht einmal, um keine Zeit zu verlieren, einen Blick auf die herrlichen Naturschönheiten wirft, die stets abseits der Heerstraße liegen. Er folgt nur dem schönen Laufe des Stromes seiner unerschöpflichen innern Lebensfülle, o welche wundervolle Aussichten eröffnen sich hier seinen wonnetrunknen Blicken! Jede neue Windung des Stromes bringt ihm eine neue in sich vollendete Welt zur Anschauung, von der er sich nicht losreißen kann. Er möchte eine Ewigkeit hier weilen; er glaubt hier auf dem höchsten Gipfel zu sein, wo er das Schönste und Herrlichste, das es nur immer geben kann, bereits genossen hat, den Becher der Unendlichkeit bis auf den letzen Tropfen ausgeleert zu haben, ein Glaube, in dem er sich auch wohl schwerlich, wenigstens in Bezug auf sich selbst, getäuscht hat. Während er daher noch draußen im Genuße der herrlichen Natur, die ihm alles vergeßen läßt, ohne Dach und Fach herumschweift, sitzen seine Kameraden schon längst geborgen im Quartier, und beleben ihre langweiligen Gespräche einzig durch die boshaften Gloßen, die sie über sein langes Ausbleiben machen. Wenn dann Einige, die, ob sie es gleich mit der Masse halten, doch noch ein besonderes Interesse an dem Schicksal des Geistes nehmen, ihre Unruhe über seine lange Abwesenheit laut werden lassen, so erheben sich sogleich andere sie überbietende Stimmen aus der Mitte des Volks heraus, die sie mit den Worten zurechtweisen: „Er ist selbst Schuld daran, wenn ihn die Wölfe und Bären unterwegs zerreißen. Warum hält er sich nicht mit uns? Laßt ihn in Gottes Namen laufen. An ihm ist Hopfen und Malz verloren. Er war von jeher ein ganz verrückter Kerl. Und wenn ihr's noch nicht glauben wollt, so habt ihr hier die schlagendsten Beweise von seiner Verrücktheit. Er hat nie mit uns zur rechten Zeit

gegessen, sondern, ohne sich an eine bestimmte Stunde zu binden, wenn's ihm eben gerade genehm war, wie jener leipziger Magister, Namens Leibnitz, von dem ihr vielleicht schon gehört haben werdet; oft ist er gar nicht einmal, wie ein andrer ordentlicher Mensch ins Bett gekommen, sondern gerade zu auf seinen Arbeitsseßel mit der Feder in der Hand eingeschlafen, um so viel als möglich ohne Absatz seinen Grillen Audienz geben zu können, wie eben dieser Magister, der — um euch gleich diesen Umstand zu erzählen, damit ihr daraus um so besser seine Verrücktheit bemessen könnt — selbst in den letzten Momenten des Lebens, wo ein ehrlicher Christ an ganz andere Dinge denkt, noch darüber mit seinem Medico parlirte, wie der Herr von Furtembach die Hälfte eines eisernen Nagels in Gold verwandelte, und, als er schon mit dem Tode rang, noch Schreibmaterialien verlangte, und wie er nicht mehr erkennen konnte, was er darauf geschrieben, das Blättchen Papier zerriß, die Schlafmütze über das Gesicht hereinzog, sich zur Ruhe legte und verschied, als wäre er trotzig darüber, daß er nicht mehr lesen könne, als wäre das Punctum satis des Lebens eingetreten, wenn man nicht mehr das Tüpfelchen auf dem i und kein Komma von einem Semikolon unterscheiden könne. Oft ist er wie jener — Gott sei bei mir! O ihr Patres sancti, ihr Cyrille, Augustine und Hieronymuße, ihr Simones Stylitä alter und neurer Zeit, ihr Heiligen sammt und sonders steht meiner Seele bei, wenn ich seinen Namen ausspreche — jener Spinoza, dieser verdammte Ketzer — nun der liebe Gott hat ihn aber auch dafür schon im Voraus, zum warnenden Exempel, gezeichnet und gezüchtigt, indem er ihn in dem von ihm verstoßnen Judenvolk geboren werden ließ — seht! das sind die saubern Modelle, nach denen er sich richtet — Monate lang nicht aus seiner Studierkammer gekommen, wie ein Duckmäuser, als hätt' er was Böses im

Sinne und auf dem Gewissen. Oft hat er, während unser eins Plaisir und Arbeit in den gehörigen Portionen unter einander mengt, täglich nach gethaner Arbeit zur gehörigen Zeit ins Wirthshaus geht, wie's seit undenklichen Zeiten unsrer frommen Väter Brauch war, oft, sage ich, hat er, wie jener lustige Französische Gentil-homme Descartes, mit dem's auch nie justement im Kopfe war — was ihr schon daraus sehen könnt, daß er in seiner Philosophia prima — o der Hochmuthspinsel! — dem Herrgott ins Handwerk pfuschen wollte — ein ganzes Jahr über nichts gethan, als den Cavalier gespielt, mit den Damen geschäkert, die Spielhäuser, den Tanz- und Fechtboden besucht, dann aber wieder plötzlich bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube gemacht, in die schauerlichste Einsamkeit zurückgezogen und Jahre lang blos über den Büchern gelegen; mich nimmt's Wunder, daß er darum nicht auch schon längst so ein saubres Ende genommen hat, wie jener Italiener — Flamminius schrieb sich, glaub' ich, der närrische Kautz, — der auch so einen widernatürlichen Hang zur Einsamkeit hatte, von jeher ein Zeichen böser oder irrer Gemüther, daß er mit keinem Menschenkinde umging, nie Jemanden zum Essen einlud, noch sich je invitiren ließ, nicht einmal einen Diener oder eine Magd um sich duldete, aber dafür auch — o nehmt euch ein Exempel daran, ihr hochfahrende Gelehrte, die ihr den göttlichen Funken des süßen Geselligkeitstriebes entweder gänzlich in euch ersticken oder nur zu dem schändlichen Gebrauch bewahren wollt, um an ihm eure öhltriefigen Lampen zum Behufe eurer übernächtigen Kopfarbeiten anzünden zu können — zur gerechten Strafe, ohne Mitwissen seiner Freund- und Nachbarschaft, ja ohne den Beistand der Geistlichkeit zwischen seinen auf dem Boden herumliegenden Büchern seinen misanthropischen Geist aufgab. Oft hat er sich gar, wie der alte Heidendichter

Euripides, der's mit seinen Gottlosigkeiten und Freigeistereien selbst den Heiden oft zu bunt machte, in einer finstern Spelunke verborgen, um seinen melancholischen, lichtscheuen Gedanken um so ungestörter Raum geben zu können, dann aber hat er wieder, der Tollkopf! — ihr dürft mirs glauben, ich hab's vom Montaigne — zu Zeiten einen solchen Spektakel sich in seinem Hause machen lassen, daß man hätte meinen sollen, es wären alle Teufel bei ihm los und beisammen, und warum? weil er die Narrheit hatte, sich einzubilden, die Seele zöge sich, wie ein Dachs bei dem Geklapper eines Treibjägers, bei diesem äußern Tumult in ihren eignen Bau zurück. Ferner hat er mit dem saubern Franzos, von dem ich euch eben gesprochen, auch die sinnlose Caprice schon von Jugend auf gemein gehabt, daß er fast bis zur Mittagsstunde hin, wo wir andern schon längst das Frühstück und Zehnuhrbrot durchgeschwitzt hatten und nicht erwarten konnten, bis der Tisch gedekt war, in seinem Bette — o menschlicher Aberwitz, wie hast du von jeher die Ordnung der Dinge verkehrt! — liegen blieb, weil er, der Schwachkopf! die fixe Idee hatte, er könne in dieser Lage am besten simuliren, daher er uns, wenn wir ihn wegen seiner Narrheit auslachten, auf die Autorität eines gewissen Lichtenbergs verwies, der auch schon eine ähnliche Erfahrung, wie er, müsse gemacht haben, weil er sage: „Es sei ganz gewiß, daß einem bisweilen ein Gedanke gefalle, wenn man liege, der einem nicht mehr gefalle, wenn man stehe.“ Endlich hat er sich oft wider alles Dekorum, wider alle Regeln des gesunden Menschenverstandes, zum Skandale aller wohlgesitteten Leute, zum Hohne der aufrechtstehenden Gestalt, die von jeher als das einzige specifische Unterscheidungsmerkmal zwischen Humanität und Brutalität angesehen wurde, wie eine Bestie, auf den Bauch gestreckter Länge zwischen seinen Büchern auf

den Boden hingelegt, und in dieser menschenschändenden vernunftempörenden, dem Erdboden gleichen Lage studirt, wie ein gewisser Cujaccius und jener italienische Narr, von dessen schauderhaftem Wandel und Ende ich euch oben erzählt habe. Ja! er hat sogar — das fällt mir gerade noch zur rechten Zeit ein. O menschliche Schwachheit! warum kommt denn bei dir immer das Beste zu allerletzt? O ihr Philosophen, ihr Hochmuthsnarren erkennet daran, was es für ein armseliges Ding um eure Vernunft ist! — paßt auf! das ist die Summa Summarum aller seiner Narrenstreiche — er hat sogar, wie Cervantes, immer den einen Hosenknopf offen gehabt. Ihr seht daraus zur Genüge, meine lieben Brüder, daß der Kerl nicht recht bei Vernunft ist, und froh sein darf, daß wir ihn noch im Freien herumlaufen lassen, und nicht längst schon der Sanitätspolicei des gemeinen Menschenverstandes ausgeliefert haben, um ihn in einem Irrenhause einzusperren." Allein der Geist, ob er wohl eben so gut, wie wir hier, weiß, wie die Kameraden über ihn räsonniren und sich lustig machen, läßt sich dadurch nicht irre machen. Er setzt con amore seine Lustreise fort, bald verloren in bewundernde Anschauung der Natur, bald frohe Lieder aus voller Brust singend, die er aber Notabene nicht von Andern gelernt, sondern selbst verfertigt hat, bald in Epigrammen über die Welt und ihr Getreibe scherzend, bald versunken in philosophische Betrachtungen, bald — was jedoch sehr selten ist — im Discurse mit seinen Brüdern begriffen, die er also in Gedanken anredet: „Ihr glaubt euren Lebenszweck erreicht zu haben, wenn ihr nur am Ziele eurer Marschroute seid und hier im Trocknen sitzt. Ihr seid so roh, daß ihr gleich den Türken nicht begreifen könnt, wie man auch zu seinem Vergnügen reisen kann, und den einen Sonderling nennt, der eine Fußreise nach Syrakus macht, und sie einen

Spaziergang nennt, daß ihr es für Lebensklugheit haltet, auf Kosten eurer Augen und Lungen, mit denen ihr, wenn ihr ankommt, nicht mehr freien Athem schöpfen könnt, auf euer Ziel zuzurennen. Ihr Thoren! die höhern Güter den niedern opfern, über der fixen Idee eines Zielpunktes die herrlichsten Naturgenüsse verabsäumen, nennt ihr Lebensklugheit, nennt ihr gesunde Vernunft. Die Entfaltung des eignen Wesens ist der Zweck des Lebens. Denkt nicht, daß der nicht auch Andern lebt, der wahrhaft für sich selbst lebt. Laßt den Baum nur Wurzeln fassen, ohne darnach zu fragen, ob es dem umstehenden Gestrüppe wohl auch recht ist, daß er sich so breit macht, räumt nur weg, was seinem Wachsthum im Wege steht: die Früchte kommen schon von selbst, und nach Jahrhunderten noch wird er den müden Wanderer mit seinem Schatten erquicken. Spät, vielleicht nie komme ich zwar an das Ziel, wo ihr schon längst in dulci jubilo sitzt. Aber ich bin dafür bei jedem Schritte an meinem Ziele, in jedem Momente meiner Wanderung eben so lebensfroh, als lebenssatt; denn was habe ich nicht schon Alles unterwegs gesehen und genossen?"

Vor Allem muß ich mich jetzt bei meinen nach Standesgebühr geehrten und gelehrten Lesegästen, die bis hieher mir zu folgen die Geduld hatten, höflichst entschuldigen, daß ich sie so sehr in der Irre und Breite herumgeführt habe, daß ich mich selbst nicht mehr recht zu orientiren weiß, und die Numero aus dem Kopfe verloren habe, bei der ich zuletzt stehen geblieben bin. Denn, um es nur offen zu gestehen, ich hätte sie auf einem viel bequemeren Wege auf den Standpunkt führen können, wo wir gegenwärtig sind. Statt eine langweilige detailirte Description von dem Charakter des Geistes zu geben, hätte ich ihnen nur einen gewissen Namen nennen dürfen. Denn, wenngleich wohl die meisten von dem Wesen, das er bezeichnet, gar nichts

weiter wissen, als eben nur den Namen, so thut das doch gar nichts zur Sache; er würde doch allein hingereicht haben, ihnen die befriedigenste Einsicht zu verschaffen. So wird, wenn wir von einem hohen Berge entfernte, kaum mehr bemerkbare Ortschaften erblicken, allein schon durch den Namen des Orts, den uns der Führer sagt, unsere topographische Wißbegierde dergestalt befriedigt, daß wir ihm sogleich den Rücken kehren, um uns wieder wo andershin zu wenden, und dann selbst, wenn wir nur einiger Maßen, was fast ohne Ausnahme der Fall ist, zur Aufschneiderei in dergleichen Dingen Anlage haben, uns kein Gewissen daraus machen, auf die Frage: „Sind Sie dort gewesen?" die zweideutige Antwort zu geben: „Wir haben den Ort gesehen, wir kennen ihn recht gut," ob wir ihn gleich nur aus der weitesten Entfernung ganz in Nebel gehüllt erblickten. Meine Leser werden von selbst den Namen errathen, den ich meine, das weiß ich im Voraus. Ich darf ihnen nur sagen: es ist der Name, bei dessen Schall schon allein das Trommelfell ihrer schwachen Ohren auf eine so höchst empfindliche Weise erschüttert wird, daß sie, bei ihrem ohnedem zur Epilepsie geneigtem Herzen, wie gewisse Thiere bei manchen Tonarten, die heftigsten Convulsionen bekommen; der Name, der nichts anders ist als der präcise Ausdruck ihrer eignen Unwissenheit, der auf's Haar gerade nur Das bezeichnet, was sie nicht kennen und verstehen, der nur der geduldige Packesel ist, dem sie die große Last ihrer eignen Dummheiten, ihrer selbstbegangnen Todsünden, ihrer Sünden gegen den heiligen Geist aufbürden, um durch diesen glücklichen Selbstbetrug sich der sauern Pflicht und Mühe zu überheben, von seinem Gegenstande Kenntniß zu nehmen. Nun warum zögern Sie? Sie haben ihn gewiß schon auf der Zunge. „Philosophie in abstracto, Philosoph in concreto." Bravo! Ganz

vortrefflich! das nenne ich Urtheilskraft, denn der Gegenstand, von dem Sie nichts kennen und wissen wollen, auch nichts zu wissen brauchen, als den Namen, ist einzig die Philosophie. Habe ich also gelogen, wenn ich sagte, ich wüßte noch einen viel näheren und bequemeren Weg? Mit dem Worte: Philosophie haben wir dem Geist jetzt Daumenschrauben angelegt; er kann uns nicht mehr entwischen; wir haben ihn beim Fittig, so daß wir ihn, ohne zu fürchten, einen Biß zu bekommen, wie einen todten Fuchsen herumschütteln können. Das Wort: Philosoph ist der Hebel, mit dem wir den Stein des Anstoßes, der bisher mit Zentnergewicht auf uns drückte, mit leichter Mühe hinweg heben, der Messias, der uns von jener Seelenqual erlöst, die wir empfinden, wenn wir ein Kind beim rechten Namen nennen wollen, und diesen doch nicht finden, das Fac Totum, mit dem wir allein mehr ausrichten, als mit hundert andern Prädikaten, die alle nur untergeordnete Helfershelfer sind, das spezifische Mittel, mit dem wir alle noch allenfalls in uns zurückgebliebne Galle gegen den Geist vollends ausschütten können, der Terminus technicus, die logische Kategorie, mit welcher wir alle bisher mühsam einzeln aufgezählten Eigenschaften glücklich unter einen Hut bringen, endlich — nur noch ein Bild! der Gegenstand ist zu wichtig; wir sind hier an der Lösung des tragischen Knotens — die salzwasserreiche Thränendrüse, aus der wir allen unsern Herzensjammer über das Unheil, welches der Geist von jeher in der Welt anrichtete, mit einem Drucker auspressen können. Der Geist ist ein Philosoph: damit ist das Räthsel gelöst. Was ist aber denn eigentlich ein Philosoph? Ein Philosoph? Ha! ein Philosoph — o daß ich doch gleich alle miteinander mit der Blausäure meines Ingrimms von der Erde tilgen könnte! — ist der Diable boiteux von Le Sage,

der seinen Schüler auf die höchsten Gipfel der Menschenwohnungen führt, von hier aus mit ihm den Leuten in die Fenster guckt, ohne daß sie es merken und wünschen, sie in ihren geheimsten Verrichtungen, in ihren skandalösesten Situationen ihm zeigt, und an dem erbaulichen Beispiel einer alten Dame, die mit den Blendwerken ihrer falschen Schönheit Jünglinge, ja selbst Männer in die Garne ihrer Liebesintriguen zieht, und die er eben in dem rührenden Momente überrascht, wo sie ihre Siegesinstrumente, ihre weißen Zähne, ihre üppigen Locken und die weitern verführerischen Et caetera ihres Körpers auf ihr Nachttischchen hinlegt, die Illusionen der Welt vor seinen Augen verschwinden läßt. Ein Philosoph ist ein unverschämter Mensch, denn er drängt sich mit Gewalt durch die Menge durch, um überall den ersten Platz zu bekommen, und setzt sich nicht innen hinein in den Omnibus-Wagen des Lebens, sondern vornen hinaus auf das Cabriolet oder gar, wenn keins da ist, auf den Kutschenbock, um immer freie Luft zu schöpfen, Alles beßer überschauen zu können, und was da kommt, immer gleich aus der ersten Hand zu haben, und wenn er sich auch einmal eine Zeit lang in den Menageriekasten hinein setzt, so macht er den Spion, ohne ein Wort mit den Leuten zu sprechen, und stört so schon durch seine bloße Gegenwart die lustige Reisegesellschaft in dem harmlosen Vergnügen ihres gedankenlosen Geplauders, und wenn er ja einmal den Mund aufthut, so sprengt er sie mit seinen kurzen Paradoxen wie eine Heerde unschuldiger Schaafe aus einander, wenn Wölfe unter sie gerathen. Ein Philosoph ist ein schändlicher Mensch; ein Don Juan, ein Dr. Faust sind noch wahre Engelskinder gegen ihn; die Welt wäre heute noch so lammfromm, so unwissend, so unschuldig, wie ein Kind, hätte er sie nicht mit der dialektischen Verschmitztheit seines mephistopheleischen Verstandes zu Fall gebracht. O die goldne

Zeit, wo noch auf Scheiterhaufen die Ketzer und Philosophen, als einzige lucida intervalla in der Nacht der Unwissenheit, als schöne Weihnachtskerzchen zur Erbauung und Belustigung der unschuldigen Gemüther der damaligen Menschheit emporloderten, sie wurde uns nur durch die verdammten Philosophen — wir wollen zu Gott hoffen auf nicht lange Zeit — entrissen. Ein Philosoph ist ein ganz frivoler Mensch, die Quintessenz aus Voltäre und Lucian, denn, wenn die Welt die lateinischen Exercitia und deutschen Aufsätze, die sie noch auf der Schule verfertigte, und allerdings für ihre Zeit die Note: Perquam bene verdienten, auch noch in den reiferen Jahren in der Tasche mit sich herumschleppt, und bei jeder Gelegenheit vor sich selbst bewundernder Eitelkeit hineinblickt, um über den Dokumenten ihrer Fähigkeiten die schwere Aufgabe ihrer Ausbildung und Verwirklichung, über ihrer ehmaligen Vernunft ihre gegenwärtige zu vergessen, so wirft sie dagegen der frivole Philosoph, der die Würdigkeit der Existenz nur nach dem innern Werth und Gehalt bemißt, und sich auf seine gegenwärtige Productivkraft allein stützt, schonungslos in das Feuer und sieht mit einer wahrhaft diabolischen Seligkeit zu, wie die theuern Andenken ein Raub der verzehrenden Flammen werden. Kurz ein Philosoph ist ein Mensch, der eben durchaus nicht in unseren Kram paßt.

Können uns also die Abentheuer und Fata, die von jeher der Geist zu bestehen hatte, noch in Verwunderung setzen? Kann es uns wundern, daß ein Jordan Bruno und ein Vanini auf dem Scheiterhaufen endeten? daß einst der Bischof Virgilius, weil er Antipoden statuirte, von Bonifacius als ein Zerstörer der Religion verklagt und von dem Pabste mit dem Bannstrahl bedroht wurde? daß Galilei in Ketten geworfen wurde, weil er den Glauben an die

Unbeweglichkeit des Erdballs umstieß? daß Harvey wegen seiner Entdeckung der Circulation des Bluts sich vor Gericht sogar vertheidigen mußte? daß Baltasar Bekker, weil er „dem Teufel seine Macht nahm und ihn von der Erde in die Hölle bannte" als Atheist verfolgt, seines Amtes entsetzt und von seiner Kirche ausgeschloßen wurde? daß Herder bei seinen frommen Amtskollegen schon deßwegen, weil er keine Perrücke, wie sie, trug, sich der Neologie und Heterodoxie verdächtig machte? daß es zur Zeit des Peter Ramus in Paris für eine sträfliche, ja criminelle Neuerung galt, den lateinischen Buchstaben Q richtig auszusprechen, statt Kiskis: Quisquis, Kankam: Quanquam zu sagen? kann es uns, sage ich, noch wundern? O nein! Nicht wahr? Wir sind jetzt ganz im Reinen und Klaren. Wir brauchen über diesen Artikel kein Wort mehr zu verlieren.

Bürdet mir nicht zu viel der Welt auf, das bitte ich mir höflichst aus, ihr Herren Schriftsteller! Euer Wohlthäter, der Geist, ist zugleich euer wahrer Missethäter, der euch bei weitem mehr zusetzt, als die Welt. Ich will nicht reden von der Hypochondrie und den sonstigen Uebeln, die euch die sitzende Lebensart, die er euch zu führen nöthigt, verursacht. Seit die Philologie dem Budäus eine zwanzigjährige Krankheit zuzog, ach! schon seit viel längerer, seit undenklicher Zeit sind die schädlichen Folgen des Studirens so weltbekannt, so ausgemacht, wie die Erbsünde seligen Andenkens. Ich will nur reden von euerm innern Hauskreuz; denn dieses ist nicht so offenkundig. Was ist es nicht für ein widerwärtiger Zustand, wenn ihr Stunden, ja oft Tage lang, mit der Feder in der Hand, im Antichambre warten müßt, bis es dem Geiste, diesem vornehmen Herrn einmal beliebt, bei guter Laune zu sein und euch Audienz

zu geben! Jeder Taglöhner ist Freiherr innerhalb seiner vier Wände, König in seinem Gebiete, er kann seine Arbeit nach Willkühr anfangen und enden, unterbrechen und wieder fortsetzen; nur der Schriftsteller ist nicht Herr in seinem Hause, lebt auch hier in der unglücklichsten Abhängigkeit; sein tägliches Brot ist ein Gnadenbrot, das sein Gebieter, wenn er will, ihm entziehen kann. Er ist ein armer Landmann; was hilft ihm aller Fleiß, alle Anstrengung, wenn ihm nicht die Sonne des Geistes scheint? Wie muß sich der Schriftsteller oft abmartern, bis er gerade den seinen Gedanken entsprechenden Ausdruck findet! Wie störrig, wie eigensinnig ist nicht oft der Geist! Wie oft bleiben nicht die Mittel, die ihr aus allen euren Leibes- und Seelenkräften anwendet, um ihn zu erweichen, erfolglos! Wie sauer kam manchem Dichter oft nur ein einziger Vers zu stehen! Denkt nur an Euripides, der sich einst bitter darüber beklagte, daß er innerhalb drei Tagen nicht mehr als drei Verse zu Stande gebracht habe, an Rousseau, der unter Anderm von sich selbst sagte: „Ich habe immer Witz und Verstand eine halbe Stunde später, als Andere, gerade, wenn es nicht mehr Zeit ist, weiß ich auf ein Haar, was ich arbeiten sollte;“ an Göthe, der oft Zustände hatte „wo es ihm vorkam, als habe er nie ein Gedicht gemacht, und würde er auch niemehr eines machen;“ an Schiller, wenn er Göthe schreibt: „Wie sind wir doch alle mit unsrer geprahlten Selbstständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst; freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit diese Entwicklung vorbereitet haben, aber die Entwicklung selbst brachte mir doch die erwärmende Sonne mit;“ an Milton, dessen poetische Ader sich nur zu gewissen

Jahreszeiten, nämlich im Frühjahr und Herbst öffnete, an Ariosto, der an einem Paar Stanzen einen Tag arbeitete, an Guarini, Boileau, Maleherbe, Balzac, Voiture, und um euch nicht zu vergessen, ihr mir besonders werthe Philologen, an Linacer und Paulus Manutius, der zwischen jeder Zeile, die er schrieb, vier Finger breit Raum ließ, um, wenn ihm etwas beßres einfiel, solches gleich einrücken zu können, und so über einer Epistel oft Monate lang saß, und um euch auch einen Hieb noch zu guter letzt hinauszugeben, ihr Philosophen, an Leibnitz, der sich selbst zu jener seltsamen Menschenklasse rechnet, die abwechselnd je nach Zeit und Ortsumständen bald eine wunderbar schnelle, bald eine außerordentlich langsame Fassungs- und Erfindungsgabe hat, und von sich sagt, daß ihm zwar alles Schwere leicht, aber auch alles Leichte schwer werde. Wenn daher die delikaten Leser und Leserinnen bei der Lektüre selbst ihrer Lieblingsbücher an die Schweißtropfen dächten, die sie ihren Verfassern kosteten, so würden sie allen Appetit zu euren Werken so gewiß verlieren, als ihnen der Appetit zu vielen Speisen verginge, wenn sie während des Genusses an die Art ihrer Zubereitung dächten.

Und wenn ihr auch einmal drinn im Zuge seid, wenn euch die Arbeit so leicht und rasch wie ein homerischer Daktylus von der Feder fließt, was habt ihr nicht auch da noch alles vom Geiste auszustehen! Wie ein Liebhaber, der seiner Eroberung noch nicht ganz versichert ist, peinigt er euch mit seiner Eifersucht. Jede Aeußerung auch der unschuldigsten Freude kränkt ihn schon aufs tiefste, wenn er sich nicht als ihre Ursache weiß. Jeder Blick, den ihr nur wo andershin selbst mit nothgedrungner Freundlichkeit werft, ist schon hinreichend, ihn außer Fassung zu bringen. Er will, daß ihr ganz in ihm euch verliert, daß ihr eure fünf Sinne, eure Phantasie, euren Verstand, euer Herz,

kurz all euer Seelen-Vermögen ihm übergebt, ohne auch nur einen rothen Heller zu euerm Privatgebrauch als Taschengeld in einer besondern Sparbüchse zurückzulegen. Ihr lebt in beständiger Unruhe und Angst, seine Gunst und Liebe zu verlieren. Ihr müßt Alles aufbieten, um ihn guten Muths zu erhalten. Wie die Kindbetterinnen müßt ihr euch halten, die strengste Diät beobachten. Sagt nicht selbst Göthe, einer von den größten Meistern eurer Zunft, von sich: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet.“ Und wenn ihr nun endlich fertig seid, was habt ihr vom Geiste zum Lohne für eure Opfer, eure Mühen, Sorgen und Qualen? meistens nichts als das widerliche Gefühl der Scham und des Eckels an euch selbst. Eure Bücher scheinen euch nichts anders zu sein, als Blößen, die ihr euch in den Augen der Welt gegeben habt, als öffentlich ausgestellte Testimonia paupertatis, als frei- und reumüthige Selbstbekenntnisse à la Rousseau und Augustin, als Inventarien von eurem geistigen Naturnachlasse, als Sündenregister und Druckfehlerverzeichnisse von dem Text eures Lebenslaufes, wegen welcher ihr den geneigten Leser jedesmal demüthigst um Verzeihung bitten solltet, als Repertorien eurer Muttermale und sonstigen besondern Kennzeichen, durch die ihr euch, eben nicht gerade zu euerm Vortheil, von andern Menschen unterscheidet. So lange eure Arbeit noch im Flusse des Werdens begriffen ist, so gefällt sie euch wohl; natürlich: euer Kopf wird dabei ziemlich echauffirt, ihr werdet wohl gar ganz wonnetrunken in dem Gefühl, Schöpfer zu sein, und in diesem exaltirten Zustande nehmt ihr eure Gebrechen nicht wahr. Aber um so empfindlicher sind die Nachwehen, wenn ihr fertig seid. Es ist euch jetzt, als wäret

ihr von einem schönen Traume erwacht, nur um so tiefer und gründlicher euer Elend zu empfinden. Die fertige Schrift hat allen Reiz verloren; sie ist für euch ein todtgebornes Kind. Ihr glaubt dann, bei eurem einzigen Gönner und Schutzherrn auf Gottes weiter Erde, dem Geiste in Ungnade gefallen zu sein, und in diesem Gefühle der Leere, in diesem euern Wahne, von dem Wesen verlassen zu sein, um dessen willen es sich allein der Mühe verlohnt, Tag für Tag die geschmacklose Wassersuppe des Lebens hinunterzuschlürfen, drängt sich alle Pein zusammen, die nur immer der Mensch als ein geistiges Wesen empfinden kann, erlebt ihr in euch den schrecklichen Zustand des verzweifelnden Selbstmörders. Und welch ein peinigender Schmerz ist es nicht für euch, selbst schon mitten im besten Feuer der Arbeit, wenn euch oft eure kostbarsten Gedankenstoffe, so wie ihr nur mit dem Pfropfzieher der Feder die Weinflasche des Geistes öffnet, und sie der Atmosphäre der Aussenwelt aussetzt, schon von ihrer Güte verloren zu haben, vielleicht ganz verdorben zu sein scheinen! Wie glücklich sind doch die Menschen, die nicht der Kitzel des geistigen Fortpflanzungstriebes peinigt, die nichts wissen von den Schmerzen des Geistes, von den Schmerzen, die die Idee der Vollkommenheit, das Bewußtsein ihrer Unerreichbarkeit in der Seele erzeugt! Ach! und gerade je vollkommner, je edler ein Wesen ist, desto schwerer gebiert es seines Gleichen. Die Blattlaus kann in einem Sommer 24 Millionen Junge gebären; dem edlen Menschenweibe kostet oft eine einzige Geburt schon das Leben! O ich möchte um Alles in der Welt kein Schriftsteller sein! Ich möchte keinem solchen Herrn dienen, wie der Geist ist, der es euch nicht einmal dankt, wenn ihr euch seinetwegen so abquält und abhärmt, im Gegentheil seine größte Freude dabei hat, wenn ihr vor Scham, vor Eckel und Verzweiflung vergehen möchtet, ja sogar selbst der Urheber aller Qualen ist, die seine

treuſten ergebenſten Diener und Verehrer auszuſtehn haben. Denn nur er iſt es, dem ihr es nie recht machen könnt, der euch eure Vaterfreuden raubt und in einer beſtändigen Unruhe und Unzufriedenheit mit euch ſelbſt erhält, auf daß ihr in unermüdlicher Thätigkeit von einem Werke zum andern ſchreitet, um immer wieder durch einen neuen Fehler den ältern gut zu machen, den Teufel durch den Teufel zu vertreiben. Der liebe Himmel bewahre uns vor Peſt, vor Hungersnoth, vor Krieg und Feuersbrunſt, vor Allem aber vor Geiſt!

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt der Geiſt.

O gewiß! der Geiſt iſt ein ſchadenfroher Kobold, ein gottloſer Schalk. Selbſt von den Uebeln, die ihr der Welt Schuld gebt, iſt er der eigentliche Urheber. Die Welt iſt nur ſein blindes Werkzeug; wo ſie in ihrem eigenſten Intereſſe zu handeln glaubt, arbeitet ſie nur im Intereſſe des Geiſtes. Die Steckbriefe, mit denen ſie die Schriftſteller verfolgt, ſind ihre Bellerophonsbriefe. Der Geiſt kennt nämlich nur zu gut den Menſchen, er weiß eben ſo a priori als a posteriori, daß er im Ganzen den Charakter jenes italieniſchen Künſtlers hat, der immer erſt eingeſperrt werden mußte, wenn er einmal Gebrauch von ſeinen Talenten machen ſollte, daß die Menſchen geprellt werden müſſen, um in ſeine Dienſte zu treten. Darum öffnet der Geiſt die Pandorabüchſe, und ſchickt dem einen dieſes, dem andern jenes Kreuz über den Hals, wie es eben je nach dem Charakter und der Individualität des Empfängers geeignet iſt, ihn zu geiſtiger Thätigkeit zu ſollicitiren. Mancher hätte ſchwerlich eine entſchieden ideale Tendenz bekommen, wenn ihm nicht ſchon in früher Jugend ein Gegenſtand, an dem er mit ganzer Seele hing, irgend wie entriſſen worden wäre, denn nur dadurch wurde er gezwungen, nicht an ſeine fünf Sinne als die letzte Inſtanz zu appelliren, ſondern vermittelſt einer wahren, in ſolchen Fällen

gültigen appellatio per saltum im freien Fluge des Geistes sich über die Gränzen der unmittelbar nächsten Umgebung hinweg zu setzen, die die meisten Menschen, ohne daß sie es wissen, zeitlebens mit Zentnerschwere danieder drückt. Und viele auch schon zu Schriftstellern herangereifte Menschen hätten doch nie eine solche Tiefe, Erhabenheit und Stärke des Geistes entwickelt, wenn sie nicht auf den Besitz irgend eines, ihren Neigungen und Wünschen als Menschen entsprechenden Gegenstands hätten Verzicht leisten müssen. Petrarca würde nicht Petrarca geworden sein, wäre der Gegenstand seiner Liebe nicht für ihn ein unerreichbarer geblieben. Der Gewinn für den Menschen wäre ein Verlust für den Dichter gewesen. Was zum Nachtheil des Menschen geschieht, geschieht nur zu oft zum Vortheil des Schriftstellers. Aber was sind auch die Leiden des Herzens gegen die Herrlichkeiten des Geistes!

Die Seele des Menschen ist Das, was er als das Wahre und Höchste in sich erkennt und erfährt, was seine Art, die Dinge zu beurtheilen, zu sein, zu leben und zu wirken bestimmt. Diese seine Seele legt der Schriftsteller in seinen Büchern nieder. So lehrreich und interessant es daher auch für uns ist, einen großen Schriftsteller in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen und im persönlichen Umgang kennen zu lernen; so dürfen wir doch nie vergessen, daß wir seine wahre höhere geistige Persönlichkeit allein in seinen Schriften besitzen; denn in ihnen giebt er abgesondert von allen grobirdischen Ingredienzien den reinen Goldbestand seines Geistes. Im Leben ist der Schriftsteller gleichsam nur im Raupen- oder Puppenzustande, aber in seinen Schriften der freie, den Reichthum und die Schönheit seiner Natur ungebunden entfaltende Schmetterling. Mit Recht sind daher so Manche für ihre kindische Neugierde, große Schriftsteller auch persönlich kennen zu lernen, empfindlich bestraft worden.

Kant z. B. sprach, wenigstens in seinen späteren Jahren, wenn er besucht wurde, statt von philosophischen Gegenständen, von den besten, neusten Mitteln, die Wanzen zu vertreiben. Albertus Magnus verwies seine Schüler, wenn sie zu ihm kamen, um Fragen an ihn zu stellen, auf seine Schriften mit den Worten: Fragt Albertum in seinen Büchern. Ja Göthe gesteht sogar, daß er aus einem gewissen „realistischen Tic" es behaglich finde, sich überhaupt den Menschen aus den Augen zu rücken. „So werde ich, sagt er, immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen."

Es ist allerdings eine traurige Erscheinung, wenn wir in dem Leben mancher großer Schriftsteller Handlungen finden, die nicht im Einklang mit dem Geiste stehen, der aus ihren Schriften zu uns spricht. Aber man hüte sich vor der Rohheit und Gemeinheit, solche Schriftsteller ohne weiteres, wie es so oft geschieht, mit dem empörenden Prädicate schlechter Menschen, zu bezeichnen. Es giebt nun einmal solche Menschen, oder, wenn ihr lieber wollt, solche sonderbare Käuze, die ihr Leben und Wesen einzig und allein in die schriftstellerische und überhaupt geistige Thätigkeit setzen, die nur in der geistigen Produktivität in ihrem eigenthümlichen Elemente sind. Bei manchen dieser Käuze ist ihr Leben fast nichts andres, als der Zustand ihrer Geistesabwesenheit. Sie verlieren auf der hohen See der geistigen Produktivität, wo dem Menschen die Idee der Unendlichkeit gegenwärtig ist, denn sie erhebt ihn über die Schranken der Zeit und des Orts, über die Sorgen der Gegenwart und die Fesseln lästiger Umgebungen, jene Erdschollen aus dem Gesichte, auf

denen sonst der Mensch festen Fuß faßt und seine kleinliche Philisterwelt aufbaut. Das gewöhnliche Leben ist für sie nichts als ein lästiger unverschämter Bettler, der sie immer gerade zur ungelegensten Zeit aus ihren schönen Phantasien oder tiefen Meditationen durch seine ungebührlichen Forderungen herausreißt; alle ihre Handlungen sind nichts als Pfennige, höchstens Kreuzer und Groschen, die sie aus der reichen Goldbörse ihres Geistes dem zudringlichen Bettler unwillig hinwerfen, um sich ihn vom Halse zu schaffen.

Thales, mit dem das Licht der Wissenschaft über Griechenland aufging, bemerkte einst, wie er eben die Gestirne beobachtete, eine vor seinen Füßen liegende Grube nicht und fiel hinein. Ein altes Weib, das seine Magd oder vielleicht auch nur ganz zufällig da war, (was ich nicht mehr weiß, es ist aber auch ganz einerlei) lachte ihn darüber aus, uud es that daran wohl, denn es war ein altes Weib, und die Gemeinheit lacht ihn noch heute deßwegen aus, und sie hat dazu als Gemeinheit ein unbestreitbares Recht. „Stört mir meine Zirkel und Figuren nicht" rief Archimedes den auf ihn einstürmenden Feinden zu, und ließ sich von ihnen niederhauen. Karneades vergaß seine nächsten Bedürfnisse über dem Studiren, selbst das Essen, seine Mätresse mußte die Speisen ihm zuschneiden, und ordentlich in den Mund stopfen. „Montesquieu, (erzählt Johannes von Müller in seinen Briefen nach dem Bericht eines seiner Freunde) das erste Genie Frankreichs, er, der alles sah, und wie er es sah, schrieb, war in seinen eignen Sachen wie ein Kind. Ein listiger Betrüger spionirte die Zeit, wo sein treuer Sekretär Don Holland abwesend war, kam zu ihm, versprach um sein Gut la Brede ihm 1000 Thaler mehr Pachtschilling. Es gefiel, wurde angenommen. Jener setzt einen Kontrakt auf, den liest Montesquieu, versteht ihn nicht, unterschreibt aber,

denn wie sollte er anders als der Abrede gemäß sein! Wenige Tage nach diesem wird ihm angesagt, auszuziehen. Er erstaunt. Vergeblich. Jenes war ein Kaufkontrakt; la Brede war weg, und in dem Kontrakt noch dazu der Preis quittirt. Ein Prozeß war unvermeidlich, der Ausgang ungewiß, und für Montesquieu ein Glück, daß der Spitzbube sich mit 1000 Louisd'or abfinden ließ. Dem guten Malesherbes begegneten dergleichen Sachen so viele, daß er endlich ohne seinen treuen Verrin sich nicht mehr getraute, eine Weste zu kaufen." So vergißt der Mensch in seiner geistigen Thätigkeit die Sorge für das Leben und seine eigene Persönlichkeit! Anaxagoras opferte selbst freiwillig sein Vermögen auf, um desto sorgenfreier und ungestörter sich allein dem Studium der Natur und der Beschauung des Universums, die er für seinen wahren Lebenszweck hielt, widmen zu können.

Ihr nennt C. einen unbedeutenden und geistlosen Menschen, und euer leichtfertiges Urtheil stützt sich darauf allein, daß er in eurer Umgebung nicht excellirte. Aber eure Persönlichkeit, eure Gespräche, eure Sitten und Manieren sprechen ihn nicht an; er geht bei euch nicht aus sich heraus; er ist bei euch nicht zu Hause, nicht Er selbst. Versetzt ihn nur in Kreise, die ihm zusagen, und ihr werdet eben diesen unbedeutenden C. zu eurer größten Beschämung und Verwunderung mit allen Herrlichkeiten des Geistes und der Kraft als einen Stern erster Größe funkeln sehen. Wendet dieses triviale Beispiel aus einer andern Sphäre auch auf eure leichtfertigen Urtheile über den Werth so manches Schriftstellers als Mensch an. Sucht sein wahres Wesen und seinen wahren Charakter und sein wahres Leben nicht am unrechten Orte, sucht bei ihm den Menschen auch in seinen Schriften; in ihnen allein ist Er selbst. So mancher Schriftsteller gleicht dem Auswanderer nach Amerika. Aus der drückenden

Noth des gemeinen Lebens zieht er hin mit Sack und Pack in die herrliche ergiebige Welt des Geistes; die liegenden, unbeweglichen Güter des Lebens setzt er in die überallhin kursirenden Münzen des Gedankens um; das Beste, was er hat, nimmt er in die Reisebündel seiner Schriften zusammen; er läßt nichts im Leben zurück, als elendes Geräthe und abgenutzte Lumpen. Und die gemeinen Biographen und Urtheiler, die aus Anekdötchen, aus dem äußerlichen Leben den wahren Charakter solcher Schriftsteller beurtheilen wollen, kommen mir vor, wie Leute, die aus den zurückgelaßnen Lumpen eines Auswanderers nach Amerika seinen Vermögenszustand beurtheilen und daran sein Elend uns darstellen wollten.

„Du willst also aus dem Schriftsteller auch den Menschen erkennen und beurtheilen?“ Ja, und von dieser Behauptung bringen mich weder solche übrigens nur scheinbare Widersprüche ab, daß dieser in seinen Schriften der gallenbitterste und schamloseste Satyriker, aber im Leben keusch wie ein Mädchen, und von dem sanftmüthigsten Charakter sein kann, wie es Persius war, jener als Schriftsteller der seelenfrohste, selbst schrankenloseste, ausgelassenste Komiker, ja in vielen seiner Lustspiele ein wahrer Trunkenbold, ein Schlemmer in dem geistigen Genusse seiner unerschöpflichen Witzfülle, und doch zugleich als Mensch der peinlichste, düsterste und krittlichste Hypochondrist ist, wie Molière, der sich selbst den unglücklichsten Menschen unter der Sonne nannte, noch selbst solche sonderbare Erscheinungen, z. B. daß einer, wie der Engländer Steele, mit einer ungeheuern Perrücke, die fünfzig Guineen kostete, auf dem Kopfe seinen Versuch über die Verkehrtheiten der Mode verfassen kann, ein anderer über die Ehe ein ganzes Buch voll der vortrefflichsten Gedanken schreibt, ohne doch

deßwegen sich selbst zu verheurathen, und, obwohl ein Schriftsteller edlen, geistigen Wesens, doch zugleich sinnlichen Leidenschaften sich hingeben kann, wie Hippel. Ihr seht hoffentlich, daß ich selbst solche Beispiele kenne, als ihr vielleicht meinen Behauptungen entgegensetzen wollt, und ich könnte noch frappantere anführen, wenn ich gerade Lust zu Citationen hätte. Aber alle diese Beispiele machen mir so wenig bange, daß ich vielmehr gerade das Gegentheil von euren Folgerungen aus ihnen herausziehe. Eben deßwegen und einzig und allein nur deßwegen, weil der Schriftsteller sein wahres Selbst, welches eins ist mit seinem schöpferischen Geiste, in seinen Schriften giebt, weil er in den seiner Muse mittel= oder unmittelbar geweihten Stunden seine Seele am freisten entfaltet, kann er sein und ist er oft — leider! freilich immer eine betrübende Erscheinung — ein anderer in der Hülle seiner vergänglichen Persönlichkeit, als in seinen Schriften, und ist folglich auch aus diesen sein wahres Wesen als Mensch zu erkennen und beurtheilen. Nicht an den Werktagen, wo das Volk nur mit Sorgen und Arbeiten für die Erhaltung seiner Existenz beschäftigt ist, sondern an den Sonn= und Festtagen, wo es aus den dumpfen engen Werkstätten ins Freie hinausströmt, sich seinen Lieblings=Vergnügungen und Neigungen ohne Rückhalt überläßt, kennt ihr am besten und reinsten seine Individualität, sein eigenthümliches Wesen erkennen. Und die Pflanze giebt nicht an den Blättern und Aesten, an Stamm und Wurzeln, sondern an der Blume am schönsten, am bestimmtesten und erkennbarsten ihr inneres Wesen kund.

Ich bitte euch um Alles in der Welt, in welchen Momenten des Lebens glaubt ihr denn wohl das wahre Wesen eines Schriftstellers erkennen zu können? etwa in denen, wo er schläft und die übrigen natürlichen Bedürfnisse befriedigt? oder

in denen, wo er sich seine Zähne putzt, seine Haare auskämmt, seine Kleider und Stiefel anzieht? oder in denen, wo er lästige Besuche zu machen hat und in den langweiligsten Gesellschaften von der Welt einen Abend, oft einen ganzen Tag verschmachten muß? oder in denen, wo er Geschäfte zu verrichten hat, die lediglich ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten gehören, seine ganze Denk- und Gesinnungsweise auch nicht im Geringsten berühren? oder in denen, wo unselige Gemüthsstimmungen oder körperliche Uebel alle Kanäle seiner Empfindungen und Gedanken verstopfen, so daß er gedankenlos, wie ein Thier, und empfindungslos wie eine Pflanze ist? Ihr werdet mir zugeben, daß wir in allen diesen Momenten nicht das wahre Wesen eines Schriftstellers haben und erkennen können, daß er im Gegentheil in allen diesen Augenblicken mehr oder weniger gewißer Maßen außer sich ist, entzogen dem Kreise von Gegenständen und Thätigkeiten, in denen er sich selbst angehört, sein eigentliches Leben bewährt. Subtrahirt also von dem an sich schon so kurzen Leben des Menschen alle Momente, wo er gleichsam in einer ungeheuern Entfernung von sich selbst sich befindet, und ihr werdet einsehen, daß von der Spanne Lebenszeit nur ein ganz kleines Restchen, ein blos einige, oft kaum nur einen Zoll breites Flecklein übrig bleibt, das wir als den Spiel- und Tummelplatz seiner Seele ansehen können, daß uns folglich zum Maaßstab für die Beurtheilung des Wesens eines Menschen, der der geistigen Thätigkeit sich weiht, nur die Sonn- und Festtage von seinem Leben übrig bleiben, die er in der freien Natur seines Geistes und in dem Tempel seiner Muse zubringt, und in seinen Schriften verewigt.

Und, wie gesagt, wenn auch einer die Perrücke, die er im Gotteshause seines Geistes als eine Verkehrtheit von sich wirft,

auf dem Marktplatze des alltäglichen Lebens aufsetzt, so bleibt es doch dabei: daß er nur in den Momenten, wo er die Perrücke von sich wirft, sein wahrhaftes Selbst giebt, daß er doch ein freier Mensch ist, wenn er sie gleich an seinem Leibe trägt, wenn sie ihm nur nicht auf Geist und Gemüth wie ein Alp drückt, daß ein solcher Mensch an den edelsten, nothwendigsten und allmächtigsten Lebenstheilen, an Kopf und Herz, d. h. an Geist kerngesund ist, und höchstens nur an den untern Extremitäten der Menschheit, d. h. am Körper an einem Uebel, Podagra genannt, laborirt, so daß der Podagrist, der Körper, dem Geiste, der ein Schnellläufer ist, nicht nachkommt, wenngleich nach will, und daß folglich diejenigen sich grob irren würden, die aus dem Podagra des Schriftstellers den wahren Lebens- und Wesens-Zustand seiner innern Theile beurtheilen wollten.

Wenn Jemand bei dem Anblick eines Gemäldes den Schluß machte: „Wie schön ist dieses Bild! aber wie schön muß erst Der sein, welcher dieses Bild verfertigte!" so würden wir laut auflachen. Wenn nun aber bei der Lektüre einer Schrift, die uns gefällt und interessirt, uns die Phantasie, die sich vor allen andern Fakultäten unserer Seele durch ihre Vielgeschäftigkeit und Naseweisheit bei jeder Gelegenheit hervorthut, ein Porträt von dem Verfasser entwirft, und dadurch das Verlangen in uns erweckt, ihn auch von Person kennen zu lernen, machen wir da nicht oft einen fast eben so schiefen und lächerlichen Schluß? Wie sehr hat daher in dieser Beziehung Lord Byron Recht, wenn er an eine Dame, die, begeistert von der Lektüre einer seiner Schriften, ihm sogar ihre Liebe anbot, folgender Maßen schreibt: „Sie äußern den Wunsch, mich persönlich kennen zu lernen, weil meine Werke Ihnen gefallen. Sie müssen wissen, daß ein Schriftsteller im Allgemeinen sehr verschieden

von seinen Werken ist, und nie die Erwartungen Derjenigen befriedigt, die in ihm liebenswürdigere Eigenschaften als in Andern zu finden hoffen. Meine Schriftsteller-Eitelkeit wird sicherlich nichts bei dem Gedanken leiden, daß ein Werk von mir Ihnen einiges Vergnügen gemacht hat, und um mich in der günstigen Meinung zu erhalten, die es Ihnen von mir beigebracht hat, will ich nicht Gefahr laufen, sie zu verlieren, indem ich mich persönlich bekannt mache." Ohne die dem schönen Geschlechte schuldige Ehrfurcht bei Seite zu setzen, müssen wir doch nothgedrungen jener unbekannten Dame eingestehen, daß uns natürlich deductis deducendis, ihre Urtheils- und Schlußkraft, in diesem Punkte wenigstens fast ebenso sonderbar vorkommt, wie die des Ali Pascha, wenn er aus den kleinen Ohren, den gekräuselten Haaren und den kleinen weißen Händen des Lord Byron schloß, und zu erkennen versicherte, daß er ein Mann von hoher Geburt wäre. Allein ungeachtet ihrer Lächerlichkeit können doch viele Menschen es nicht unterlassen, dergleichen Schlüße bei jeder Lektüre zu machen. So werden manche übrigens gewiß sehr respektabele Leser dieser Aphorismen zweifelsohne schließen, daß ihr bescheidner Verfasser, weil er in Einem fort bis zum Eckel über nichts als die Bücher schreibt, ein Bücherwurm comme il faut, ein Mensch ist, der sich vor lauter Lesen krumm und lahm geseßen hat, niedergedrückt von der Last seiner Quartanten und Folianten nur so daher keucht, ein warnendes Exempel von den zerstörenden Folgen der Ausschweifungen im Gebiete der Büchergelehrsamkeit. Aber es thut ihm sehr leid, ihnen versichern zu müssen, daß sie sich in einem gewaltigen Irrthume befinden, indem er es im Gegentheile praktisch und theoretisch mit dem englischen Philosophen H o b b e s hält, der nur sehr gute, aber eben deßwegen auch sehr wenige Bücher las, und von sich selber sagte, daß er, wenn er eben so viel gelesen hätte, wie andere

Gelehrte, ebenso unwissend, wie sie geblieben wäre, und unbedingt die Worte Lichtenbergs unterschreibt, wenn er sagt: „Ich glaube, daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel wußten, als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.“ Um es jedoch auch bei diesen seinen hochverehrlichen Lesern nicht ganz und gar zu verderben, und nicht den Verdacht auf sich zu laden, als wollte er sie etwa absichtlich hinter's Licht führen, sieht sich der Verfasser, zuvorkommend die Hand zur Versöhnung darbietend, auf der Stelle zu folgenden Concessionen und Confessionen bereit. Er gesteht demnach offenherzig ein, daß er blutige Thränen darüber weinen möchte, daß die Natur ihn so stiefmütterlich bedacht und nicht auch mit solchen schönen, die Lektüre so erleichternden und befördernden Gaben ausgestattet hat, wie den Cardanus und die beiden Scaliger, die ohne Licht bei der Nacht blos vermittelst ihrer helleuchtenden Augen sehen konnten, wie den Leibnitz, der so ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte, daß er sich des Aufschreibens nur als eines Mittels bediente, um etwas für immer seiner Seele einzuprägen, und daher nie mehr genöthigt war, seine Exzerpte nachzulesen, vor Allem aber, wie den französischen Grafen de Guibert, der die glückliche Eigenschaft hatte, daß er mit einem wahrhaft intuitiven Blicke, nicht wie unser einer, Zeile für Zeile, sondern fünf, sechs, ja noch mehr Zeilen auf einmal lesen, die Ideen bei der Lektüre also nicht einzeln, sondern schaarenweise in seinen Kopf einlassen konnte, und von dem es uns daher auch gar nicht Wunder nehmen darf, wenn er so unermeßlich viel gelesen hatte, wie uns der Verfasser der Memoiren Mirabeaus berichtet. Er gesteht ferner ein, daß er keineswegs

dem Byron unbedingt beipflichtet, wenn er mit vielen andern behauptet, daß man nur nach der eignen Erfahrung, nicht nach den Büchern die Menschen beurtheilen müsse, — denn wie eng ist der Kreis unserer eignen Erfahrungen? und wenn er auch noch so groß wäre, ist die erfahrende Person nicht immer eine und dieselbe? haben also ihre Erfahrungen, so verschiedenartig sie auch sein mögen, nicht immer einen und denselben, folglich einen beschränkten und einförmigen Typus? warum sollen wir nicht die Erfahrungen und Anschauungen Anderer, die wir blos durch Bücher überkommen, zur Ergänzung, Berichtigung und Erweiterung unserer eignen Erfahrung nehmen? — kurz, daß er, wenn auch nicht in specie, doch in genere ein Bücherwurm ist.

Was Quinctilian von dem wahren Redner in Beziehung auf den Menschen sagt, das gilt auch von dem wahren Schriftsteller in seinem Verhältniß zum Menschen. Er sagt aber: „Ich behaupte nicht nur, daß ein Redner ein guter Mensch sein müsse, sondern ich behaupte sogar, daß nur ein guter Mensch ein Redner werden kann. Denn man kann doch wahrlich weder Einsicht Denen zugestehen, die da, wo sie zwischen dem Guten und Bösen zu wählen haben, sich für das letztere entscheiden, noch Klugheit Denen, die durch die Schuld ihrer eignen Unbesonnenheit, wenn auch nicht immer die härtesten Strafen der Gesetze, doch gewiß die des bösen Gewissens sich zuziehen. Wenn nun nicht nur nach dem Ausspruch der Weisen, sondern auch selbst nach der Meinung des Volks nur ein thörichter Mensch ein schlechter sein kann, so wird gewiß nie aus einem Thor ein Redner. Hiezu kommt, daß nur ein reines Gemüth sich der edelsten Beschäftigung widmen kann, erstlich weil in einer und derselben Brust nicht das Gute und Schlechte beisammen wohnen kann, und das Vortrefflichste und das Schlechteste eben so wenig zugleich ein und dasselbe

Gemüth in Anspruch nehmen kannn, als ein und derselbe Mensch zugleich gut und schlecht sein kann, zweitens weil der auf einen so erhabnen Gegenstand gerichtete Geist von allen andern selbst unschuldigen Gedanken und Sorgen frei sein muß. Denn nur mit dieser Freiheit und Ungetheiltheit, in der kein andres Object ihn zerstreut und abzieht, kann er das Ziel seines Bestrebens ins Auge fassen. Jeder sieht ein, daß selbst schon zu ängstliche Besorgung des Hauswesens und der Landwirthschaft, Jagdlust und Theaterbesuche die Studien beeinträchtigen, denn die Zeit, die einer Beschäftigung gewidmet wird, geht für die andere verloren. Man denke sich nun erst ein von Wohllust, Geiz, Mißgunst beherrschtes Gemüth, Leidenschaften, die selbst keinen hohen Grad erreicht zu haben brauchen, um schon die Ruhe der Nacht durch wilde Traumbilder zu verscheuchen. Denn nichts ist so vielbeschäftigt, so unbeständig, von so vielen und entgegengesetzten Leidenschaften zerstückelt und zerrissen, als ein böses Gemüth. Denn wenn es auch nur Anschläge faßt, so wird es von Sorgen, von Unruhe und Qualen zerrissen, und wenn es sie vollends ausgeführt hat, wie wird es da von Angst, Reue und Furcht gefoltert! Wo ist in einem solchen Gemüthe Platz für die Wissenschaft oder irgend eine edle Kunst? gewiß eben so wenig, als in einem von Stauden nnd Dornsträuchen besetzten Acker für Früchte Raum ist.“

Bei einer Menge von Autoren ist freilich die Schriftstellerei nichts weiter als eine Coquetterie mit dem Publikum; sie wollen gefallen; sie wollen das Publikum im eigentlichen Sinne in sich verliebt machen. Deßwegen machen sie aufs sorgfältigste ihre Toilette, werfen sich in die elegantesten Kleidungen nach dem neuesten Modeschnitte, blicken bei jedem Worte, das sie niederschreiben, wohlgefällig in den Spiegel, um den

ermuthigenden Gedanken, daß sie, wenn sie nur sich selbst gefallen, nothwendig auch Andern gefallen müssen, stets lebhaft sich zu vergegenwärtigen, nehmen einen Ton an, den sie für das unfehlbarste Mittel halten, um ihren Zweck zu erreichen, und bestreben sich, diesem affectirten Tone so viel als möglich den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, um dem Publikum weiß zu machen, daß sie auch wirklich so denken, wie sie schreiben, wirklich so sind, wie sie als Schriftsteller vor ihm erscheinen. Wie in der schönen Zeit des Mittelalters so manchen Ritter beim Turnier nur die Vorstellung, daß er unter den Augen seiner Schönen kämpfe, zum Ritter schlug; so ist bei vielen Schriftstellern nur die Vorstellung des Publikums, die Vorstellung, von der Dame bemerkt zu werden, um deren Gunst er buhlt, die heilige inspirirende Schutzpatronin seiner Muse. Diese Vorstellung enthusiasmirt ihn und flößt ihm die Kraft ein, sich selbst zu beherrschen und so viel als möglich zusammenzunehmen. Von dieser Klasse Scribenten gilt, was Montesquieu in seinen Pensées diverses sagt: Les auteurs sont des personnages de théâtre. Diejenigen, die keinen solchen feinen Wahrnehmungssinn, kein solches infallibles Wahrheitsgefühl haben, daß sie es dem Schriftsteller schon an der Nase ansehen können, ob in dem Charakter seiner Schriften Schein oder Wesen liegt, thun daher ganz wohl daran, wenn sie dergleichen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen suchen; denn nur auf diesem Wege können sie darüber zur Gewißheit kommen, ob nicht in der Löwenhaut ein Esel, in dem Schafspelz ein Wolf versteckt ist. Aber das gilt nicht von den ächten Schriftstellern. Diese verbinden mit ihren Schriften eben so wenig einen besondern außer ihnen liegenden Zweck, als Gott mit der Schöpfung der Welt; ihre Werke sind Produkte der rücksichtslosen Wahrheit und Nothwendigkeit selber, sie entspringen,

aus keiner andern Quelle, als aus dem Wohlgefallen, das alles Gute und Vortreffliche an seiner Selbst-Beschauung und Offenbarung hat.

Die Autoren sind Väter, die Bücher ihre Kinder. Richtig; aber wie zwischen den leiblichen Vätern ist auch zwischen diesen geistigen Vätern ein gewaltiger Unterschied. Der schlechte Schriftsteller verwendet nichts auf die Erziehung seiner geistigen Kinder; er setzt sie nackt, unerzogen, hülflos aus, ohne ihnen etwas von sich mitzutheilen, von seinen Kräften und seinem Vermögen zu opfern, giebt ihre Existenz dem Zufalle Preis. Aber der ächte, der in der geistigen Thätigkeit lebende Autor, der die Achtung für sich selbst auch auf seine Schriften ausdehnt, der in ihnen die Fortdauer und Fortsetzung seiner selbst anerkennt, entläßt diese seine geistigen Kinder nur erst dann aus seinem Hause, wenn sie groß und wohlerzogen sind und jetzt selbst in der Welt sich ihre Existenz verschaffen können, und setzt sie nach seinem Tode zu seinen rechtmäßigen Erben ein. Der schlechte Vater sorgt nur für sich selbst, er ist entweder zu leichtsinnig und egoistisch, um seinen Kindern etwas von sich geben zu wollen, oder zu arm, um ihnen etwas geben zu können; kein inneres Band verbindet sie daher auch mit einander. Aber der gute Vater sorgt nur für sich selbst, um für seine Kinder sorgen zu können, ja er vernachläßigt sogar sich selbst oft zu ihrem Besten. Ein wesentliches Band existirt daher zwischen ihm und ihnen; denn seine Tugenden, seine Ansichten, Erfahrungen und Maximen, die Früchte seines Lebens, seine ganze Empfindungs- Denk- und Gesinnungsweise, hiemit sich selbst, prägt er ihnen ein; er wird daher auch wahrhaft in und aus seinen Kindern erkannt; sie sind seine getreuen Ebenbildnisse, die Siegelbewahrer und Schatzkämmerer

seines Wesens und seiner heiligsten Interessen, seine Repräsentanten und Sachwalter vor dem Forum der Welt.

Ist der Schriftsteller nur so eine Eigenschaft, ein Accidenz, eine oberflächliche Modifikation des Menschenwesens oder Substanz? ist er nur eine untergeordnete Creatur des Menschen oder gleichwesentlich mit ihm? Die mystische Einheit, die Unio essentialis ist hier die Wahrheit. Der Schriftsteller ist der eingeborne Sohn des Menschen, eines und desselben Wesens mit ihm. Als Mensch ist der Schriftsteller ein Miserere Domine, ein Ecce Homo, angenagelt an das Kreuz des Lebens, eingekerket in dem engen Spatium einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Orts, und seine Wirkungsweise nur auf einen kleinen Kreis von Menschen eingeschränkt, aber im Himmel seiner geistigen Anschauungen, in dem ätherischen Fluidum und Medium der Schrift ist er der allgegenwärtige und allmächtige Gottessohn.

Der ächte Schriftsteller ist keine Memme; er scheut nicht die Selbstaufopferung; er condensirt und comprimirt die ganze Energie seiner Seele in das Brennglas der Schrift. Sein Buch ist daher eine imponirende Individualität, eine gebieterische Macht, ein sich selbst behauptendes Wesen, ausgestattet mit aller Kraft und Fülle des Lebens. Denn bei ihm ist die Schriftstellerei ein wahrer Kraftaufwand und Lebensverlust, ein innerer lebendiger Wesens- und Zeugungsakt. Darum sind mir das ganz klägliche Schriftsteller und Menschen, ganz matte, seichte Brüder, die den Menschen von dem Schriftsteller abtrennen, die die Schriftstellerei als einen außerwesentlichen Aktus fassen und betreiben, und denen daher auch wirklich ihre Schriften nur

wie faule Zähne ausfallen, ohne daß ihre innern Lebenskräfte dabei afficirt und consumirt werden.

Schiller schreibt während der Ausarbeitung seines Wallensteins an Göthe: „An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen." Und Göthe antwortet ihm darauf: „Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervor zu bringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber blos vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Allein so verschieden auch je nach dem Gegenstand und der Art der Produktion der pathologische Zustand ist, den sie in dem Subjekte hervorbringt und erfordert, und so sehr auch die Schöpfung der Tragödie von allen andern Geistesschöpfungen die er- und angreifendste sein mag, so ist doch die Produktion überhaupt ein Angriff des Geistes auf unsere Existenz und Selbstständigkeit auf Tod und

Leben. Auch die rein wissenschaftliche, die philosophische Produktion, die nur gedeiht bei vollkommner Herrschaft der Vernunft, ist zugleich Extase, ergreift den ganzen Menschen, erregt die lebhafteste Sensation, erfordert und erzeugt die innigste persönliche Theilnahme. Jeder wahre Gedanke ist, als freies Vernunftprodukt, zugleich eine durch und durch dringende Determination unsrer unmittelbaren Individualität, ein Stich ins Herz, eine Erschütterung unsres ganzen Seins, ein Opfer unsrer Existenz.

Bei den schlechten Autoren war von jeher der Mensch ein kordialer Dutz- und Trinkbruder des Geistes, der sein Schöppchen Wein in Gesellschaft mit dem Schriftsteller con amore ausleerte. Bei den guten wurde der Mensch als Bedienter, Handlanger und Ausläufer von dem Schriftsteller behandelt. Oder — denn auch bei den guten Autoren ist natürlich je nach dem Grade ihrer Güte und ihrem geistigen Charakter und Inhalt das Verhältniß zwischen Mensch und Schriftsteller sehr verschiedener Natur — der Mensch war bei ihnen der Leibeigene des Geistes, der von dem Schriftsteller zum Kitzel seiner Kopfnerven mit Leib und Seele wie eine Prise Taback schonungslos verbraucht ward; oder er wurde von dem Schriftsteller nur wie ein Hofnarr oder gar wie ein Affe zu seinem Zeitvertreibe gehalten, um an seinen Possen und komischen Manieren sich zu amüsiren und von den Anstrengungen der Autorschaft zu erholen, oder der Schriftsteller ging mit dem Menschen um und spielte mit ihm, wie junge Katzen mit ihren Schwänzen, als wäre der Mensch nur ein zufälliges und überflüßiges, zu ihm selbst gar nicht gehöriges Anhängsel von ihm. Wofür konnte wohl z. B. selbst ein Archimedes, in dem Momente, wo er versenkt in seine mathemathischen

Anschauungen, sich ohne Widerstand niederhauen ließ, seinen Menschen ansehen? doch nicht für seinen Diener, nicht für seinen Hofnarrn, ja nicht einmal für seinen Affen, denn diesen beweist ihr Herr doch mehr Aufmerksamkeit; nein! für nichts anders konnte er den Menschen ansehen als für einen überflüßigen Zusatz und Auswuchs des Mathematikers. Oder endlich — und das ist traun! das schönste und zugleich das wahre Verhältniß — der Schriftsteller war der innige Lebensgefährte, der Seelenfreund des Menschen.

Eine vollkommne, eine wahre Ehe zwischen Mensch und Schriftsteller — und eben diese existirt nur im wahrhaft vollendeten Autor — findet nur dann Statt, wenn das Weib, der Mensch, an den wesentlichen Grund-Anschauungen, Gedanken und Gesinnungen des Mannes, des Schriftstellers, Antheil nimmt, in sie eingeht und sie sich zu eigen macht. Eine Ehe, wo das Gegentheil Statt findet, ist eigentlich immer eine Ehe zur linken Hand; denn Mann und Weib sollen sich decken, wie zwey congruente Dreiecke; es soll eine vollständige Gütergemeinschaft zwischen beiden sein. Gelehrt soll freilich die Frau nicht sein; aber ist sie wahrhaft unser, wenn sie nur an Leib und Herz, nicht auch an Geist unser ist, wenn sie ausgeschlossen ist von dem Mitgenusse unseres besten und höchsten Gutes? Aber ach! der gute Kopf kommt eben immer und überall in der Welt, so auch fast bei jedem Ehebündniß, zu kurz. Wir hören fast immer nur auf die Stimme unsers vorlauten Herzens, aber nicht auf den ernsten, jedoch freundschaftlichen Rath der bescheidnen Vernunft. Wir befriedigen nur die Forderungen des Herzens, weil es, wie ein zudringlicher Gläubiger uns beständig über den Hals läuft, und mit seinen beleidigenden Drohungen uns verfolgt, nicht die der Vernunft,

weil sie aus Delikatesse nur kurze Billets an uns schreibt, um uns an unsre Schuld zu ermahnen.

Ach! was bist Du für ein guter Freund, für eine treue Seele, sagt in dem ächten Schriftsteller der Geist zu dem Menschen, und drückt ihm dabei herzlich die Hand, welche Opfer bringst Du mir dar! Der gemeine Menschenverstand setzt mir als einem Ruhestörer nach; es ist auf meinen Kopf ein hoher Preis gesetzt; jede Unterstützung, die man mir zukommen ließe, jede Kommunikation mit mir als ein schweres Verbrechen aufs strengste verboten, und Du hast mir zur Herberge in Deiner eigenen Wohnung ein freundliches Studierzimmer eingeräumt, und schleichst Dich jede Nacht mit Lebensgefahr her, um die Speisen, die Du Dir am Munde absparst, mir zu neuem Lebensstoffe darzubringen! O welche schwere Opfer! wie kann ich sie Dir wiedervergelten! O lieber Geist! erwiedert darauf der Mensch dem Schriftsteller, o! nenne nicht Opfer Gaben der Liebe und Freundschaft! was ich Dir gebe, das giebst Du mir hundertfältig wieder, ich bin nur, wenn ich bei Dir bin; ein Augenblick, mit Dir verlebt, wiegt mir ein ganzes Menschenalter auf, das ich in dem Leben, das der Tod des Geistes ist, unter dem Schutze der Polizei des gemeinen Menschenverstandes zubringe. Und zur Bestätigung der Wahrheit dieser Worte drückt der Mensch den Schriftsteller an seine Brust und schwört, daß er ewig sein eigen, ewig mit ihm eins sein wolle und werde.

„So geh' doch mit mir in die weite Welt des Geistes, sei kein Hasenfuß und Philister; es wird dich gewiß nicht reuen; Du wirst dich frei nnd glücklich fühlen in den unbeschränkten herrlichen Aussichten, die sich auf der Reise Dir eröffnen

werden." Also fordert bei den schlechten Autoren der Schriftsteller den Menschen auf, ihm zu folgen, und schon steht er gerüstet und reiselustig auf dem leichten Fahrzeuge da, das ihn über die klaren Fluthen der See hinführen soll. Aber ungerührt bleibt der feige Mensch am Ufer stehen, denn er ist Glebae adscriptus, und spricht zum Schriftsteller: „O gestrenger Geist! laß mich da; ich kann nicht fort, unmöglich kann ich fort; ich bin gebunden an diesen Ort. Siehe nur da meine schöne Oekonomie, meine Gemüßbeete, meine reichen Viehweiden und Kornfelder, und vor allem da meine lieben Kuh- Schaf- und Gänseställe! Siehe! meine Seele hängt an diesen Dingen; mein Eigenthum nenne ich sie, und nicht nur Eigenthum, nein! Eigenschaften, wesentliche Attribute meiner selbst nenne ich sie. Ich bin so gewöhnt an diese meine Aecker und Felder, absonderlich an meine Gänse, Kühe und Schafe, daß ich gewißer Maßen unzertrennlich von ihnen bin, sie als Theile zu mir selber rechne; es sind disjecta membra meiner selbst, die ich durch das Band der Liebe und Sorge zu einem Ganzen, einem Organismus verbinde, wovon ich nur das Haupt, mein Vieh aber die übrigen Glieder ausmacht. Es sind Metamorphosen von mir, vereinzelte und zertheilte Brocken von dem großen, freilich eigentlich untheilbaren Stamm- und Erbgut, das ich selbst bin; es sind Arme an dem Polyp meiner Seele, Zweige und Ranken aus dem Grund- und Hauptstock meines Selbstes, die aber selbst wieder eigne Wurzeln in die Erde schlagen und so einen eignen Stock bilden. Diese Dinge sind eingewurzelt in mir, wie die Zähne in meinen Kinnbackenknochen, und mit ihnen allein packe und halte ich fest den Brocken meines menschlichen Daseins. Wie sollte ich solche theure Güter verlassen können? Ich bin in der ganzen Gegend wegen meiner vortrefflichen Viehzucht bekannt, ja in dem Charakter eines Oekonomen ein

höchst angesehner und geachteter Mann; aus meinem fetten Vieh werde ich selbst und mein Wohlstand erkannt; es ist das Charakterbild meiner selbst. Wie soll ich als ein solch solider wohlbegüterter und wohlbeleibter Mann mich in die Rolle eines flüchtigen Passagiers finden können, der weiter nichts hat, als was er am Leibe trägt und von einem Vagabunden nicht zu unterscheiden ist? Wer sieht mir denn auf deinem federleichten Kahn meinen Wohlstand, die Anzahl meiner liegenden Güter und die Wohlgestalt meines Viehs an? Ja gestrenger Herr! wenn ich wie eine Schnecke mein Haus auf meinem Rücken, und Vieh und Feld auf Deinen Kahn nehmen könnte, o ja! dann würde ich recht gerne mit Dir fortreisen und ohne Widerstand Dir folgen, aber so ist's mir rein unmöglich." „O Du Elender! erwiedert ihm darauf der Geist, wenn Du so denkst, wenn Du nicht resigniren kannst, wenn Du mehr, als das Nothwendige und Unveräußerliche Dein Eigenthum nennst, wenn Du nicht in der Entsagung Genuß und in dem freiwilligen Mangel alles Unnothwendigen Deinen Reichthum findest, dann bleibe, wo und was Du bist, nämlich das unveräußerliche Eigenthum Deines veräußerlichen Eigenthums, und statt auf Reisen in die große Welt der Freiheit zu gehen, bleibe haften auf der Viehweide im Boden, wie eine Gänseblume. Betrachte die Kehlen Deiner Gänse, Schafe und Kühe als die Verlängerungen Deiner eignen Kehle, als die Sprachrohre Deines Selbstes, und nicht mit dem leichten Kiel der Feder in dem feinen, transparenten Elemente der Schrift, nein! mit der Mistgabel grabe auf dem fetten schweren Lehmboden Deines Lebens die erhabnen Züge Deiner Seele ein, und die einzigen Spuren, die von Dir im Dasein zurückbleiben, sollen die im Lehmboden eingedrückten Tritte Deines Rindviehs sein!" Solcher Sprache braucht sich aber der Geist bei dem Menschen, der

von Herzensgrund Schriftsteller ist, nicht zu bedienen, denn da kommt ihm vielmehr der Mensch selbst von freien Stücken entgegengesprungen, und sagt zu ihm mit flehentlicher Stimme: „O lieber Geist! o nimm mich doch mit Dir auf Deine schöne Reisen mit, o Du Erretter aus der Noth! Du Flügeladjutant meines schwerfälligen Körpers! Du Ormuzd des Daseins, Du erhabner Fürst des Lichtes und der Freiheit! Omnia mea mecum porto. Ich will dich mit nichts beschweren, ich will mich so leicht als möglich machen, nur ein kleines Bündelchen erlaube mir mitzunehmen, um das Allernothwendigste und Wesentlichste, das ja so nicht viel Gepäcke macht, hineinzuthun; alles Andre, was nur immer in die Klasse des Entbehrlichen und Ueberflüßigen gehört, aber gerade am meisten sich aufbläht und mit seiner Corpulenz den größten Raum einnimmt, will ich gerne fahren lassen und über Bord werfen. Du sollst einen lustigen Reisekameraden an mir finden, und wenn Du nur dann und wann auf einer schönen Insel, die uns eben gerade auf unserer Fahrt aufstößt, Halt machst, um frisches Wasser zu schöpfen, so bin ich schon zufrieden. Denke nur nicht, daß ich etwa unterwegs das Heimweh bekomme und mich zurück in meine trauliche Wohnung sehne, als wäre hier jeder Gegenstand ein Spiegel meines eignen Selbstes, die Farben, mit denen die Wände übertüncht sind, ein Schimmer von dem Weiß und Roth meines theuern Angesichts und selbst die gelben Kleckse, mit denen die marmorirten Decken meiner Stuben besprengelt sind, ein Konterfey meiner Sommersprossen. Nein! nie sollst Du Klagen und Seufzer, nur frohe Lieder sollst Du aus meinem Munde vernehmen! Wornach sollte ich mich denn auch zurücksehnen? Nur sehr Weniges nenne ich mein, ach! nicht mehr, als in das kleine Bündelchen meiner Schriften eingeht, und das nimmt ja so wenig Raum ein, daß es in meiner

Rocktasche Platz hat, und ich so all mein Hab und Gut immer bei mir habe. Darum nimm mich mit Dir fort, o lieber Geist! Das was ich verlasse, sind keine Güter, die ich verliere, ist nichts als eine lästige Bürde, die ich mir vom Halse schaffe."

„Hochwohlgeborner Herr Freiherr! Hochzuverehrender Herr Schriftsteller! Es thut mir sehr leid, daß es endlich so weit gekommen ist, daß ich das Recht, welches mir als Hausherrn zusteht, hiemit gegen Euer Gnaden geltend machen muß. Sie wissen, daß ich schon vor dem Miethkontrakte Bedenken trug, an Sie meine Wohnung zu vermiethen, da ich immer nur ehrbare Bürger, wohlhabende Kaufleute und gut plaçirte Beamte zu Miethsleuten hatte, und von jeher nichts mit den vornehmen Herrn zu thun haben wollte, die ohne alle solide und bürgerliche Tugenden Schuldenmachen nicht für schimpflich halten, sondern im Gegentheil sich eine Ehre daraus machen, Schulden zu haben, und den gemeinen Bürgersmann zu prellen, wo und wie sie können. Durch Ihr Zureden ließ ich mich endlich doch bewegen, meine Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen; leider! habe ich jetzt Grund genug, es tief zu bereuen. So lange Sie bei mir wohnen, haben Sie mir auch noch nicht einen rothen Heller bezahlt, und nicht nur den Miethzins, sogar alles, was ich für Kaffee, Zucker, Punsch und Taback auslegte, sind Sie mir bis jetzt schuldig geblieben. Wie Sie aber selbst wissen, besteht mein Vermögen nur in Grundstücken, besitze ich weiter nichts an baarem Gelde, als was ich aus ihnen löse, und habe ich damit nicht nur mich selbst, als ehrlichen Mann, sondern auch noch meine unverheirathete Schwester, das Herz, meinen alten Vater, den Magen, und fünf unmündige Kinder, meine Sinne, die alle nach Brod schreien, zu versorgen. Ueberdem liebe ich über Alles Ruhe und Frieden im Hause. Aber welchen

Spektakel haben Sie mir ins Haus gebracht! Tag und Nacht Gesellschaft, und was für Gesellschaft! nichts als Komödianten, Poeten, Freigeister, kurz Scribenten aller Art, wenn ich's Ihnen aufrichtig sagen soll, nichts als lauter unehrliches Gesindel ohne Dach und Fach, das einem nur Unsegen ins Haus bringt. Keinen Augenblick hatte ich Ruhe, so lange Sie bei mir wohnten, nicht einmal ruhig essen und schlafen konnte ich. Kaum hatte ich mich zu Tische gesetzt, so klingelten schon wieder Euer Gnaden, und bis ich wieder kam, waren die Speisen kalt und der Appetit hinweg. Und wenn ich gerade im ersten besten Schlafe lag, so weckte mich plötzlich schon wieder ein Gepolter auf, und Euer Gnaden brachten noch einen ganzen Schwarm Scribenten nach Hause; ich mußte noch um Mitternacht Punsch machen, und die Herren tobten fort bis an den späten Morgen. Darum sehe ich mich jetzt genöthigt, Ihnen die Wohnung aufzusagen, und bis zum Ausziehen höchstens nur einen Termin von drei Tagen zu gestatten. Uebrigens Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener: Mensch, hiesiger Bürger und Handelsmann." So verfährt in dem schlechten Autor der Mensch mit dem Schriftsteller; so beurtheilt und behandelt überhaupt das gemeine Volk alles edle ideale Wesen.

„Lieber Schriftsteller! innigst geliebter Freund! Endlich kann ich wieder Dein sein. Meine Geschäfte sind jetzt im Reinen, es ist Alles Gottlob! abgethan; ich bin frei von den Fesseln, die mich bisher von Dir trennten; ich habe Alles verkauft, was ich noch in der Stadt an überflüßigen Möbeln und sonstigen Sachen besaß, und für den Erlös mir eine herrliche, für uns und unsre Studien ganz geeignete Wohnung auf dem Lande angeschafft. Komme daher so bald und schnell, als Du nur kannst; nimm Extrapost, ich will schon die Kosten dafür auslegen und

genire Dich ja nicht wegen Deiner Bücher und sonstigen Schreibmaterialien; nimm ihrer so viele mit, als Du willst; es ist Platz genug; ich habe schon dafür gesorgt. O wie glücklich werde ich sein, wenn ich Dich wieder besitze, o Du mein bester, mein einziger Freund, der Du mich allein verstehst und erkennst, mit dem ich allein ein wahrhaft vernünftiges Wort sprechen, dem ich ohne Scheu meine Seele anvertrauen kann, der Du so ganz mit meinem Wesen übereinstimmst! Darum eile, o Bester, in meine Arme! Ich vergehe vor Verlangen, Dich wieder zu sehen. Dein anderes Ich." — Also correspondirt in dem ächten Autor der Mensch mit dem Schriftsteller.

Tags darauf gibt jedoch der Mensch einen neuen Brief an den Schriftsteller auf die Post. Auf seinem Umschlag stehen die Worte: Recommandé, Citissimo dreimal unterstrichen. Sein Inhalt lautet wie folgt. „Lieber Freund! Schon wieder ein Brief! und zwar ein Brief, in dem ich Dich dringend ersuche, noch nicht auf unsern neuen Musensitz zu kommen, wenigstens noch ein Paar Tage auszusetzen. Welch' eine plötzliche Veränderung! wirst Du ausrufen, bedenklich den Kopf darüber schüttelnd, welch' ein sonderbarer Widerspruch! O ich selbst fühle ihn leider nur zu gut, als daß ich mich nicht deßwegen über mich selbst ärgern, ja schämen sollte. Aber siehe! so ist der Mensch. Wenn er mit dem einen Fuß aus der Schlinge ist, so kommt er richtig wieder mit dem andern hinein. Warum muß er denn aber auch gerade zwei Beine haben? Wenn er mit dem einen in dem Morast steckt, wozu hat er das andere, als um sich vollends noch in ihn hinein zu stampfen? Zweifle nicht, daß es die volle Wahrheit ist, wenn ich Dir gestern schrieb: ich verginge vor Verlangen

nach Dir. Ich habe in der That alle die Fesseln abgeworfen, die mich bisher hier in der Entfernung von Dir zurückhielten. Es ist mein ganzer Ernst, nur Dir zu leben. Es kostet mir keinen Kampf, alles Andere um Deinetwillen hintanzusetzen; denn was habe ich, wenn ich Dich nicht habe? Aber ach! noch Etwas habe ich auf meinem Herzen. Ich machte Dir bisher ein Geheimniß daraus. So sehr mich auch deßwegen mein Gewissen peinigte, so schwer es mir auch auf dem Herzen lastete, ich konnte es doch nicht über mich bringen, es Dir einzugestehen. Ich fürchtete, dadurch Dich, meinen besten Freund, zu kränken, wo nicht gar zu verlieren. Wie oft war es mir schon auf der Zunge! Aber immer drängte es sich unwillkührlich wieder in mich zurück und warf sich zu meiner größten Qual wie eine schwere Krankheit auf meine inneren Theile. Auch jetzt ist es nur die Nothwendigkeit, die mir das Geständniß abzwingt.

So höre denn! Es ist schon lange, ja beinahe nur ein Paar Jahre später, als ich mit Dir Freundschaft schloß, daß ich in der Stadt, die ich eben jetzt zu verlassen gedenke, mit Heloise N. N. — der Name wird Dir ja gleichgültig sein — das Band inniger Liebe knüpfte. O mache mir deßwegen keine bittern Vorwürfe! Ich kann nichts dafür, ich bin ganz unschuldig daran. Du weißt es ja selbst: ich ging sonst so frohen leichten Sinnes dem Strome des Lebens entlang dahin; keine Erscheinung band den flüchtigen Wanderer; ich sah Woge für Woge gleichmüthig verrinnen und, wenn ich auch bei einer einen Augenblick nachdenkend verweilte, sie war kaum vorüber, so jubelte ich schon mein Loblied auf die Vergänglichkeit der Dinge und hatte eine wahrhaft kindische Freude daran, daß der Strom alles so leichtfertig hinwegspült; ich erblickte in dem Spiegel seiner wechselnden Wogen nur den Himmel meiner Geistesschöpfungen.

Aber als ich sie erblickte — o hätte ich sie nie erblickt! ich würde nie in diesen unseligen Zwiespalt gerathen, nie aus dem Himmel der Eintracht, den ich nur in der unbedingten Hingebung an Dich genoß, herabgestürzt sein, — da war es um meinen ungebundenen Sinn geschehen; ich konnte nicht mehr fort von ihr; meine Blicke weilten unverwandt nur auf ihr; sie sehen, sie erkennen, sie lieben, sie nimmer lassen können war Eins. Mir war's, als wäre ich bisher ein Fremdling in der Welt gewesen, der nicht wußte: woher, wozu, wohin? und jetzt plötzlich von den unwiderstehlich=fesselnden Banden des Heimathlandes umschlungen.

Es geschah dieß zu jener Zeit, wo ich, wie Du Dich noch recht gut erinnern wirst, durchaus kein Sitzfleisch hatte, wo ich bald heftig die Feder ergriff, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, bald wieder mit Unwillen als ein bloßes Palliatifmittel meiner Krankheit hinwegwarf, und ins Freie hinaussprang, bald ausgelassen lustig, bald übermäßig traurig und niedergeschlagen, so linkisch, so geistesabwesend war, daß Du durchaus mit mir nichts anzufangen wußtest, nichts in meinen Kopf hinein, nichts aus ihm herausbringen konntest. O lieber Freund! freue Dich Deines ätherischen, idealen Wesens, freue Dich, daß Du nichts von der Liebe und ihren Schmerzen weißt, nichts von jener Beklommenheit des Herzens, von den schrecklichen Martern der Eifersucht, von den Qualen der Sehnsucht und den erbarmungswürdigen, verzweifelten Mitteln, durch die wir den geliebten Gegenstand aus der Entfernung in unsere Nähe zu zaubern versuchen, nichts von jenen nagenden Zweifeln, wenn das eigne Gefühl mit eindringlicher Stimme uns zuruft: „Beruhigt euch: Ihr seid geliebt, wenn euch gleich noch alle äußere Beweise mangeln" und doch der süße Balsam der Gewißheit nicht unsere Wunden heilt, nichts

von jenen gewissenpeinigenden Vorwürfen, wenn wir ach! blos aus anbetender Verehrung und Hingebung, blos aus Versunkenheit in den Gegenstand in der äußerlichen Form irgend wie gefehlt haben, und diesen unerheblichen Fehler nun wie ein Majestätsverbrechen gegen die geheiligte Person der Geliebten uns zu Gemüthe ziehn, nichts von jener bangen Erwartung einer einsamen Stunde, um ihr endlich sagen zu können, was so schwer und so lange auf unsrer Seele lastet, und jenem tödtlichen Schamgefühl, jenem verzehrenden Aerger, wenn uns endlich einmal eine solche glückliche Stunde zu Theil wurde, und wir dennoch aus Ueberfülle, als wäre uns die Zunge gelähmt, dann nichts aus uns herausgebracht haben, und so durch unser tölpisches Benehmen alle Hoffnungen und Ansprüche auf Achtung und Gegenliebe für immer verscherzt zu haben glauben, kurz freue Dich, daß Du nichts weißt von allen jenen unseligen Stimmungen und Leidenschaften, die sich schaarenweise in den Wunden der Liebe einwühlen, um als wahre Nervenwürmer unsere besten Lebenskräfte zu verzehren und die ich Dir einzeln und ausführlich zu schildern, selber keine Lust habe. Freue Dich, sage ich nochmals, lieber Schriftsteller! Deines idealen Wesens, aber — möchte ich auch gleich hinzusetzen, wenn ich Dich nicht zu beleidigen fürchtete — freue Dich auch nicht Deines idealen Wesens; denn Du weißt nichts von der Seligkeit der Liebe, von den zahllosen Seligkeiten einer stufenweise immer inniger und inniger werdenden, vom zartesten Pianissimo bis zum furiosesten Fortissimo schwellenden Berührung zweier lebendiger Wesen. Doch im Ganzen preise Dich glücklich, daß Du auch davon nichts weißt; denn die Liebe ist ein solches tolles Durch= und Untereinander von Lust und Pein, von Freude und Schmerz, daß man nicht weiß, ob die bitter= oder wohlschmeckenden Ingredienzien von ihr die vorherrschenden sind,

und selbst Unser Einer herzlich froh ist, wenn er die harte Schule der Liebe durchgemacht hat, wenigstens über die ersten grammatikalischen Schwierigkeiten hinaus und mit heiler Haut davon gekommen ist.

Verzeihe diese Episode! Du wirst Dich schön an ihr gelangweilt haben. Aber ich gerieth ganz unwillkührlich so in's Feuer hinein. Ich will um so kürzer den Schluß zusammenfassen, um Dich nicht lange mehr mit Dingen hinzuhalten, die Deinem stets in höhern Regionen schwebenden Geiste so unendlich ferne liegen.

Als ich nun gestern Abends, nachdem ich eben den Brief an Dich auf die Post gegeben hatte, meiner Geliebten den Entschluß entdeckte, sie verlassen zu wollen, um gänzlich nur Dir zu leben, da fiel sie mir verzweiflungsvoll an die Brust, da entquoll ein Strom bittrer Thränen ihren schönen Augen, da schluchzte sie, als wollte ihr der Athem ausgehen, da stöhnte sie die Worte: „Du mich verlassen!" mit einem Tone hervor, der, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, mir durch die Seele drang. Kurz — was soll ich Dir eine lange Schilderung machen? — es war eine herzzerreißende Scene. Ich konnte unmöglich diesem schmerzlichen Eindruck Widerstand leisten. Ich mußte ihr versprechen, noch längere Zeit, wenigstens einige Tage noch bei ihr zu bleiben. O mein Theurer! nimm mir diese Nachgiebigkeit nicht übel, verliere deßwegen nicht Dein Zutrauen zu mir. Bedenke, daß die Liebe für uns Sterbliche eine Nothwendigkeit ist. Auch zweifle ich nicht, daß Du meine Schwäche verzeihlicher finden würdest, wenn Du die Geliebte meines Herzens persönlich känntest. Du kannst sie jedoch schon hieraus so ziemlich erkennen und ihren Charakter beurtheilen, wenn ich Dir sage, daß sie Alles, was ich ihr von Dir erzählte, mit dem größten Interesse immer aufnahm,

und mit dem lebhaftesten Antheil stets sich nach Deinem Befinden, Deinem Stande und Charakter, Deiner Denk = und Lebensart erkundigte, wobei sie die Neugierde, die ihr aber gewiß in diesem Falle sehr zur Ehre gereichen wird, so stark peinigt, daß sie Alles so recht im Detail wissen möchte, z. B. ob Du denn auch — freilich eine komische Frage, aber die sie doch recht bezeichnet — wie ich ein Liebchen hättest und wie es heiße und aussähe, wenn ich Dir ferner sage, daß sie selbst schon oft den Wunsch geäußert hat, wiewohl mit Schüchternheit — denn sie würde sich in Deiner Gegenwart doch immer etwas genirt fühlen, was Du ihr aber nicht verdenken kannst — sie möchte Dich doch auch recht gerne persönlich kennen lernen. Ich weiß sogar, daß sie alle Sentenzen und selbst Bon=mots, die ich aus Deinem Munde hatte und ihr mittheilte, hinter meinem Rücken in ein eignes Stammbüchlein, welches sie sich selbst zu diesem Gebrauch machte, einschrieb und sich nicht satt daran lesen konnte. Ja ich erinnere mich, daß sie selbst mehrmals wehmüthig mir klagte: sie könne oft ganze lange Nächte kein Auge zuthun, so quäle sie der Gedanke, daß ich Dir aus meiner Liebe zu ihr noch immer ein Geheimniß mache, sie müsse deßwegen sogar an der Wahrheit und Tiefe meiner Liebe zweifeln. Wie kann ich Deine wahre Freundin sein, sagte sie zu mir, wenn ich nicht auch die Freundin Deines besten, Deines innigsten Seelenfreundes, wenn ich nicht in euren Bund mit aufgenommen bin? O stelle mich nur Deinem Freunde vor! — fuhr sie dann im Tone gekränkter Eitelkeit fort — Du brauchst Dich nicht meiner zu schämen, werde ich auch anfangs in seiner Nähe etwas schüchtern und verlegen sein, wenn er denn wirklich ein so gar erschrecklich hohes geistiges Wesen ist, als Du aus ihm machst, nur Geduld! mit der Zeit werde ich mich schon in ihn zu schicken wissen, und ihm beweisen, daß

ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin. Auch muß ich ihr wirklich das Zeugniß geben, daß sie manchmal so gescheut spricht, daß ich ganz irre und confus werde und meine, ich hörte Dich selber reden. Doch genug von ihr. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn ich Dir eine solche Vorstellung von ihr beigebracht habe, die Dein Urtheil über meine menschliche Schwachheit mildern kann und wird. In der süßen Hoffnung, daß Du mir meinen Fehler verzeihen und nach wie vor Deine Freundschaft schenken wirst, nenne ich mich Deinen wahren und bleibenden Freund."

Auf diesen Brief antwortete der Schriftsteller dem Menschen mit umgehender Post: „Geliebter Freund und Mensch! Es ist gleichgültig, von der Welt verkannt zu werden, ja man kann sogar seinen Gefallen daran haben, sich absichtlich zu mystifiziren, um ihr anders zu erscheinen, als man in der That ist, aber schmerzlich, ja wahrhaft schmerzlich ist es, auch von den Wenigen, denen wir uns freundschaftlichst an- und aufschließen, verkannt zu werden. Eine traurige Bestätigung dieser Wahrheit war mir daher Dein letzter Brief. Ja der erste Eindruck, den er auf mich machte, war so heftig, daß ich auf immer mit Dir hätte brechen mögen, um mich in das Heiligthum meiner Seele zurückzuziehen und mich in mich selbst zu verschließen. Wie hätte ich es mir einfallen lassen können, daß auch nach so langem, so vertrautem Umgang Dir mein wahres Wesen noch so fremd geblieben ist! Welche gräßliche Vorstellungen! Wie magst Du die Liebe eine menschliche Schwachheit nennen! Wie kannst Du den Menschen und den Schriftsteller so auseinander trennen! Der Mensch hat kein Geheimniß vor dem Schriftsteller. Weil ich von dem Schein des Lebens abstrahire, glaubst Du, ich abstrahire auch von seinem Wesen? Ich werfe die Schale

der Welt weg, um desto besser ihren innern göttlichen Kern genießen zu können. Mir sollte die Liebe fremd sein? O Du Verblendeter! Ich kenne sie besser und gründlicher als Du. Sie ist mir näher verwandt, als Du glaubst. Geist und Liebe sind nur Zweige eines und desselben Stammes. Ich könnte Dir dieses urkundlich beweisen, aber ich müßte nothwendig dabei in ibre innersten Familienverhältnisse eindringen, und wer wird solche zarte Geheimnisse der Post anvertrauen, sie der Gefahr aussetzen, in rohe Hände zu fallen? Mündlich also das Nähere. Jetzt nur noch in Bezug auf Deine Liebe das Wichtigste für Dich: nimm Deine Heloise ohne Bedenken mit auf unsern Musensitz, wo ich morgen Abends Punkt acht Uhr eintreffen werde; sie soll stets zwischen uns beiden in der Mitte ihren Platz einnehmen; das schönste Band zwischen Mensch und Schriftsteller ist die Liebe. Grüße sie einstweilen aufs innigste von mir. Ich freue mich recht darauf, sie persönlich kennen zu lernen. A revoir."

Nach Empfang dieses Schreibens schickte der Mensch dem Schriftsteller auf der Stelle folgendes kurzes in der größten Eile kaum leserlich geschriebnes Billet. „Du erhältst diese Zeilen durch einen Expressen. Noch heute Abend liege ich wonnetrunken an Deiner Brust. O! erst jetzt erkenne ich Dich. Erst jetzt bin ich ungetheilt, bin ich wahrhaft Dein. Ach Du und Heloise Ein Wesen! O welcher glücklichen Zukunft sehe ich entgegen!"

Kaum hatte er diese Worte niedergeschrieben, so warf er die Feder weg, nahm seine Heloise in den Arm, stieg mit ihr in den Wagen, der schon vor der Thüre bereit stand, hinein und in einem Nu — es ging Carrière — waren die Glücklichen den Augen der Welt entschwunden.

Vögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuerbach, Ludwig,

Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen

Ansbach 1834

L.eleg.m. 362 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576123-9